

Marcel-Th. Jacobs, Klaus Jacobs: Haus der Ewigkeit. Jüdische Friedhöfe im mitteleuropäischen Kulturraum. Eine Fotodokumentation. Hentrich & Hentrich. Berlin – Leipzig 2022. 172 S., Ill. ISBN 978-3-95565-515-0. (€ 28,-)

Die ästhetisch ansprechende Fotodokumentation ausgewählter jüdischer Friedhöfe in Deutschland (elf), Polen (vierzehn), der Ukraine (vier) und der Tschechischen Republik (fünf) macht die sich über nahezu zwei Jahrzehnte erstreckende Beschäftigung zweier engagierter Berliner Autoren mit dem mitteleuropäischen Raum und seiner jüdischen Vergangenheit sichtbar. Sie steht damit stellvertretend für eine Reihe von Projekten, Personen und Gruppen aus Deutschland, die sich nebenberuflich oder im Ruhestand auf den Weg machen, um einzelne Grabstätten auf jüdischen Friedhöfen zu dokumentieren (wie z. B. Gil Hüttenmeister¹ oder Eckehart Ruthenberg²) oder ganze Anlagen zu pflegen (z. B. Mitglieder der Aktion Sühnezeichen³).

Jüdische Friedhöfe fotografisch – vorwiegend ästhetisch oder künstlerisch – zu erfassen, ist hingegen das Ziel, das sich das Ehepaar Marcel-Th. und Klaus Jacobs mit ihrem Band gesetzt hat. Es handelt sich dabei um die „Erfassung einer fast verloren gegangenen Sepulkralkultur“, jedoch „nicht um ein wissenschaftliches Forschungsprojekt“ (S. 7). Darüber hinaus soll die Dokumentation ein Zeichen gegen Antisemitismus setzen und zum Besuch jüdischer Friedhöfe motivieren. Den Kern des Bandes bilden Fotoserien zu den einzelnen Friedhöfen mit einer Auswahl von Namen und Kurzbiografien der dort Begrabenen (soweit möglich Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens). Zu jedem Land gibt es eine kurze Einführung. Ergänzend finden sich am Ende des Buches Informationen zur Grabgestaltung und Symbolik, ein Glossar, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie eine Übersicht über die Wechselausstellungen der Autoren in den Jahren 2018–2021 mit Auszügen aus den begleitenden Presseberichten.

Das Ehepaar Jacob besuchte sowohl bekannte Großstadtfriedhöfe als auch Friedhöfe in Dörfern und Kleinstädten. Jede Reise wurde begleitet von Internetrecherchen sowie Gesprächen mit Zeitzeugen, Historikern oder der örtlichen Verwaltung. Recherchen in Archiven werden nicht erwähnt und sind aus dem Band auch nicht ersichtlich.

Eine Fotodokumentation kann auf verschiedene Weisen bewertet werden: erstens als Produkt der Erinnerungspraxis in Bezug auf die Ästhetik und Auswahl der Bilder, der Motive, der Orte oder auch der Zusatzinformationen und der Gesamtdarstellung. Hierzu fallen im vorliegenden Werk schöne, atmosphärische Schwarz-Weiß-Bilder auf, die aber nicht näher beschrieben werden. Im Text werden meist nur männliche Personen erwähnt und diese Informationen korrespondieren nur selten mit den ausgewählten Bildern. Da es sich um ein Projekt handelt, das im Bereich der *citizen science* angesiedelt werden könnte, erscheint zweitens die Frage nach dem Sinn solcher Publikationen und nach dem Zusammenspiel mit wissenschaftlichen und anderen zivilgesellschaftlichen Projekten wichtig. Die Bibliografie informiert den Leser zwar über Literatur zu einzelnen Friedhöfen und Webseiten; es wäre aber wünschenswert gewesen, wenn bei den jeweiligen Friedhöfen direkt auf andere Dokumentationsprojekte und Literatur verwiesen worden wäre. Leider treten Fehler in der Schreibweise von Namen auf, wie z. B. bei Bronislaw Bergman (S. 61). Beides kann auf mangelnde Fremdsprachkenntnisse bei Recherche und Lektorat

¹ GIL HÜTTENMEISTER, LUKÁŠ SVOBODA: Židovský hřbitov Drmoul / Jüdischer Friedhof Dürrmaul, Mariánské Lázně 2017.

² Siehe z. B. über die Arbeit von Ruthenberg: CONSTANZE BROELEMANN: „Ich will denen Gutes tun.“ Ein Berliner sichtet jüdische Friedhöfe östlich von Oder und Neiße, in: *Zeitzeichen. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft* 11 (2010), 2, S. 12–15.

³ Beispielhaft ist das Engagement von Vertretern der Aktion Sühnezeichen auf dem jüdischen Friedhof in Zasieki: <https://www.uni-potsdam.de/de/juedische-friedhoeft-pl/friedhof-zasieki/geschichte-des-friedhofs> (06.05.2024).

hinweisen – ein häufiges Problem bei Projekten, die Internationalität und Mehrsprachigkeit voraussetzen.

Drittens wäre es angesichts der aktuellen Konflikte in und um Israel und der Antisemitismusdebatte in Deutschland wichtig, dass Projekte, die sich als „Zeichen gegen Antisemitismus“ verstehen, in der Öffentlichkeit wahrgenommen und diskutiert werden. Welche Rolle spielen dabei Dokumentationsprojekte auf jüdischen Friedhöfen, wie das besprochene Buch, die nach wie vor Teil der deutschen Sühnepraxis der Generation der Kinder von Holocaust-Tätern zu sein scheinen? An wen richten sich solche Projekte und welche Wahrnehmungsperspektiven sind dabei zu berücksichtigen?

Die vorliegende Publikation kann als populäre Einführung in das Thema der jüdischen Friedhöfe in Mittel- und Osteuropa dienen. Sie bezieht sich in erster Linie auf die romantisierende ästhetische Erfahrung des jüdischen Friedhofsraumes und ergänzt diese durch einführende Informationen zu den vorgestellten Orten und den dort bestatteten Menschen.

Frankfurt (Oder)

Magdalena Abraham-Diefenbach

Framing the Polish Family in the Past. Hrsg. von Piotr Guzowski und Cezary Kukło. Routledge. London – New York 2022. XII, 336 S., 20 Ill., 19 Tab., 2 Kt. ISBN 978-0-367-67324-6 (£ 38,99.)

Familiengeschichte ist seit einigen Jahren zu einer wichtigen Forschungsperspektive geworden und steht in einem engen thematischen Zusammenhang mit der Gender-Geschichte – so auch in der polnischen Historiografie. Die Familie als kleinste soziale Gruppe bietet sich daher an, auf einer Mikroebene exemplarisch Prozesse und Gestalt der Makroebene „Gesellschaft“ zu untersuchen. Hierdurch können nicht nur soziale Entwicklungen, sondern etwa auch Veränderungen von Normen und Werten nachvollzogen werden. Bisherige Synthesen zur europäischen Familien- und Geschlechtergeschichte behandeln die Entwicklungen in Ostmitteleuropa in der Regel kaum, sodass epochenübergreifende Darstellungen für die Region wie auch Überblickswerke zu den verschiedenen sozialen Gruppen ein wichtiges Desiderat historischer Forschung sind.

Der zu besprechende Band bietet eine Synthese der Entwicklung polnischer Familienstrukturen vom Spätmittelalter bis 1945 in den jeweils historisch zu Polen bzw. Polen-Litauen gehörenden Gebieten, wobei die Autor:innen jeweils ihren Fokus auf Zentralpolen legen. Der gewählte demografiehistorische und soziologische Ansatz ermöglicht es, für die verschiedenen Regionen exemplarisch zentrale Entwicklungen nachzuvollziehen. Die Kapitel zu den einzelnen sozialen Schichten beruhen auf der eingangs dargelegten Prämisse der Hrsg. Piotr Guzowski und Cezary Kukło, dass gerade demografische Daten eine Grundlage für das Verständnis der Institutionen Ehe und Familie sowie für ihre Stabilität und Dauer legen. Ohne sie bliebe die Charakterisierung dieser kleinsten Einheit der Gesellschaft unvollständig.

Der Band setzt sich zum Ziel, die jeweiligen Familienstrukturen in epochaler und sozialer Differenzierung zu beschreiben. Hierfür haben die Hrsg. eine klare zeitliche Struktur – die Zeit der polnisch-litauischen Union vom späten Mittelalter bis zu den Teilungen Polens sowie die Zeit nach den Teilungen bis zum Zweiten Weltkrieg – gewählt und diese beiden Sektionen in paralleler Weise untergliedert: Nach einer Einführung in die jeweiligen Rechtsverhältnisse, die für die Zeit der Union auch den Einfluss der Religion berücksichtigt, werden die Familienverhältnisse der wesentlichen sozialen Schichten in den jeweiligen Epochen behandelt. Die einzelnen Kapitel stellen die Familienstrukturen von Bauern, städtischer Bevölkerung, landbesitzendem Adel (in der ersten Sektion unterteilt nach Kleinadel und Magnaten) und nicht zuletzt der jüdischen Bevölkerung dar. Die übrigen ethnischen Gruppen werden kursorisch in den Kapiteln zu den jeweiligen Schichten behandelt. Die Kapitel folgen klar formulierten Leitfragen und behandeln, von den Besonderheiten jeder sozialen Gruppe ausgehend, Lebensbedingungen und Umfeld der Familien sowie Familienkonzepte, Heiratspolitik und Ehen, Zeitpunkte von Eheschließungen, Kin-

derzahl und auch ältere Generationen. Umfangreiche Tabellen sowie Abbildungen veranschaulichen die Darstellung. Zusätzlich zusammengehalten werden die Kapitel durch eine gemeinsame Auswahlbibliografie, die jedoch kaum Quellenwerke umfasst.

Wie für eine historische Synthese üblich, ziehen die Beiträge kaum neu erschlossene Quellen heran, sondern fassen entsprechende Studien zu einzelnen Städten bzw. Regionen zusammen. Zu bedauern ist, dass die Kapitel durchweg wenig analytisch-interpretativ verfasst worden sind, sondern vor allem Daten präsentieren, sodass es den Forschenden überlassen bleibt, Schlussfolgerungen aus den mikrohistorischen Beiträgen zu ziehen. Insgesamt wird deutlich, wie wichtig es für zukünftige gesellschaftshistorische Forschungen sein wird, mikroanalytische Perspektiven einzubeziehen, um Entwicklungen noch genauer herausarbeiten zu können. Die einzelnen Kapitel zeigen, wie sehr sich die Familienverhältnisse unter den jeweiligen staatlich-rechtlichen und sozialen Bedingungen wandelten und an diese anpassten, z. B. im 19. Jh., als aufgrund verbesserter Hygiene die Kindersterblichkeit und zeitverzögert auch die Fertilitätsrate sanken.

Framing the Polish Family löst das im Titel angelegte Versprechen nur insofern ein, als dass sozialhistorische Vergleiche zwischen den Teilungsgebieten in einer eher deskriptiven Form gezogen werden, ohne dass die Verfasser:innen, die jeweils für den von ihnen bearbeiteten Bereich ausgewiesene Sozialhistoriker:innen bzw. Demograf:innen sind, ihre eigenen Schlussfolgerungen argumentativ darlegen. Da gerade dies weiteren Forschungen überlassen bleibt, wird der Band mit seinem Handbuchcharakter zukünftig eine höchst solide verfasste Grundlage mit dem bislang erarbeiteten Zahlenmaterial darstellen.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Dalibor Havel: Die lateinische Schriftkultur in den böhmischen Ländern bis zum 12. Jahrhundert. Handschriften, Fragmente und Skriptoria. (Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde, Bd. 20.) Böhlau. Köln 2022. 607 S., Ill. ISBN 978-3-412-52524-8. (€ 99,-,-)

Die erweiterte, ins Deutsche übersetzte Version von Dalibor Havel's im Jahr 2018 auf Tschechisch publizierten Werk¹ ist zweifellos ein bedeutender Beitrag nicht nur zur Kulturgeschichte Böhmens im Hochmittelalter, sondern auch zur Geschichte der Schriftkultur im postkarolingischen Europa. Mit dem Werk, das auf seiner jahrzehntelangen Forschung in mitteleuropäischen Bibliotheken beruht, verfolgt D. zwei Hauptziele: Erstens hat er ein Verzeichnis der Handschriftenfragmente, die bis zum Jahr 1200 in den Bibliotheken und Archiven in Böhmen und Mähren aufbewahrt wurden, vorgelegt. Zweitens hat er seine Beschäftigung mit diesen Manuskripten und Manuskriptfragmenten dazu genutzt, die analytischen Grundlagen für die Untersuchung der Entstehung und Entwicklung der Schriftkultur in den böhmischen Ländern seit dem Ende des 10. Jh. zu schaffen.

H. eröffnet sein Buch mit Ausführungen zum Kontext der Schriftkultur in den böhmischen Ländern. Anschließend fasst er die Entstehung und Geschichte der karolingischen Minuskel in informativer Art und Weise zusammen.

Der Katalog der Handschriftenfragmente, ergänzt um eine methodische Einführung und zahlreiche Fotografien, bildet den ausführlichsten Teil der Studie (S. 87–400). Er beinhaltet jedoch nicht sämtliche Handschriftenfragmente, die H. entdeckt hat. Der Katalog ist nach Aufbewahrungsorten angeordnet, wobei die Bibliotheken in Prag (Praha), Brünn (Brno) und Olmütz (Olomouc) besonders zahlreich vertreten sind. Erleichtert wird dem Leser die Verarbeitung des reichhaltigen Materials durch vier Tabellen, welche die Fragmente nach Alter, Aufbewahrungsort, Inhalt und Schrifttyp kategorisieren. Besonders

¹ DALIBOR HAVEL: Počátky latinské písemné kultury v českých zemích: Nejstarší latinské rukopisy a zlomky v Čechách a na Moravě [Die Anfänge lateinischer Schriftkultur in den böhmischen Ländern. Die ältesten lateinischen Handschriften und Fragmente in Böhmen und Mähren], Brno 2018.

aufschlussreich ist die Einteilung nach dem Inhalt; sie liefert bedeutsame Einsichten zur Logistik der Christianisierung Böhmens und Mährens. Es ist anzunehmen, dass im 9.–11. Jh. eine große Anzahl von Handschriften importiert werden musste, von denen nur einige Zimelien in böhmischen und mährischen Bibliotheken komplett überliefert sind. Leider ist zumeist nicht bekannt, wann die Fragmente und Originalhandschriften nach Böhmen oder Mähren gelangt sind; jedoch bezeugt die Gesamtheit der von H. gesammelten Beispiele, dass die aus Bayern eingeführten Exemplare, insbesondere die liturgischen Handschriften, eine wichtige Rolle gespielt haben müssen. Meiner Ansicht nach sollte die sorgfältige Auswertung des vom Autor zusammengetragenen Materials und seiner Untersuchungen jetzt zu einem der wichtigsten Forschungsthemen in der böhmischen Mediävistik werden.

Ebenso bedeutsam sind die Untersuchungen zur Entstehungsgeschichte der Skriptorien in den Kapiteln III.3 und IV. Schon mehrfach wurde von Mediävisten postuliert, dass es Skriptorien in Böhmen schon im 11. Jh. gegeben habe – insbesondere im Zusammenhang mit dem Bistum und Domkapitel in Prag oder dem Benediktinerkloster Breunau (Břevnov). Diese Annahmen basierten ausschließlich auf der einzelnen kirchlichen Institutionen zugeschriebenen Relevanz und wurden nicht durch Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Paläografie oder Kodikologie gestützt – mit zwei wichtigen Ausnahmen: zum einen durch die Forschungsergebnisse von Miroslav Flodr, H.s Doktorvater, zum Skriptorium des Olmützer Bischofs Jindřich Zdík (1126–1150) und zum anderen durch die Untersuchung von Jiří Pražák zur Prämonstratenser-Kanonie Strahov in Prag. Bevor H. seine Untersuchungsergebnisse vorstellt, definiert er die beiden Kriterien eines Skriptoriums: eine Gruppe von Schreibern und Kontinuität. Durch seine systematische Untersuchung von Handschriften und ihren Fragmenten kann H. Gruppen von verwandten Händen auch in Randbemerkungen identifizieren. Ihm gelingt es, die Skriptorien in Breunau (seit den 1040er Jahren) und im Benediktinerkloster Hradisko bei Olmütz (seit den 1140er Jahren) überzeugend nachzuweisen. Ebenfalls anschaulich sind seine Ausführungen zum Prager Bistum und Domkapitel. Obwohl er Schreibertätigkeiten bereits ab den 990er Jahren identifiziert, zögert er, von einem Skriptorium zu sprechen, da der dortige Korpus nicht beide von ihm postulierten Kriterien erfülle. Dies treffe auch auf das zweitälteste Benediktinerkloster in Ostrov in der Nähe von Prag zu.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass das Buch einen wichtigen Beitrag zu verschiedenen Forschungsfeldern leistet. Besonders hervorzuheben ist die Identifizierung eines großen Korpus von Handschriftenfragmenten sowie von mindestens zwei Skriptorien, was unsere Kenntnisse der Schriftkultur in der postkarolingischen Peripherie wesentlich erweitert. Das Werk präsentiert nicht nur wichtige Ergebnisse auf der Grundlage zuverlässiger Methoden, sondern weist auch auf zahlreiche offene Forschungsfragen hin. Natürlich ist es in vielen Fällen unmöglich zu entschlüsseln, wann einzelne Handschriften nach Böhmen und Mähren importiert wurden. Dennoch kann eine sorgfältige Untersuchung dieser Materie wichtige Erkenntnisse zur Missionspraxis und Kulturgeschichte der postkarolingischen Peripherie liefern. Übrigens haben H.s Ausführungen bereits die slawistische Forschung inspiriert: František Čajka² hat kürzlich die direkte lateinische Vorlage für die altkirchenslawische Übersetzung der Homilien Gregors des Großen entdeckt. Dank H. wissen wir, dass diese lateinische Vorlage in Breunau verwendet wurde. Dieser Umstand bezeugt wiederum, dass lateinisches und altkirchenslawisches Schrifttum nicht zum Banner zweier konkurrierender Gruppen ost- und westorientierter Kleriker wurden, sondern zwei Moden einer Schriftkultur, die sich eine Gruppe von Klerikern teilte, repräsentierte. Es bleibt zu hoffen, dass bald neue Beiträge veröffentlicht werden, die von H.s Buch inspi-

² FRANTIŠEK ČAJKA: Latinský rukopis IV.D.7 břevnovského původu a jeho význam pro studium českokocirkevněslovanského překladu čtyřiceti homilií na evangelia (Besědy na evangelije) [Die lateinische Handschrift IV.D.7 Břevnover Herkunft und ihre Bedeutung für das Studium der tschechisch-kirchenslawischen Übersetzung der 40 Homilien über die Evangelien], in: *Slavia* 87 (2018), S. 30–44.

riert wurden und unsere Kenntnisse über die älteste Schriftkultur in Mitteleuropa oder über die Kirchengeschichte dieses Raumes noch vertiefen.

Brno

David Kalhous

Unions and Divisions. New Forms of Rule in Medieval and Renaissance Europe. Hrsg. von Paul Srodecki, Norbert Kersken und Rimvydas Petrauskas. (Themes in Medieval and Early Modern History.) Routledge. London – New York 2023. XXVI, 365 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-032057521. (£ 34,99.)

Das Aussterben diverser Herrscherdynastien führte im Spätmittelalter vermehrt dazu, dass das Weiterbestehen politischer Einheiten in Form von Personalunionen gesichert wurde. Dabei verwaltete der Herrscher einer anderen politischen Einheit das jeweilige Land mit, ohne dieses zu annektieren oder de jure dessen Unabhängigkeit zu beschneiden. Die Historiografie hat sich schon früh mit einzelnen dieser spätmittelalterlichen und vor-modernen Personalunionen und zusammengesetzten Herrschaftsverbänden auseinandergesetzt. Meist geschah dies im Kontext biografischer Arbeiten oder des Interesses an nationalen Staatswerdungen. Der hier vorgestellte Sammelband, der das Produkt einer internationalen Fachtagung in Vilnius im Jahr 2019 ist,¹ hat sich nun zum Ziel gesetzt, das Phänomen spätmittelalterlicher Personalunionen und zusammengesetzter Herrschaftsverbände sowie deren vielfältige Ausformungen mittels Einzelstudien näher zu beleuchten, (nationa-le) Forschungsergebnisse und -tendenzen einem breiten Publikum bekannt zu machen und die zukünftige Erforschung von Unionen durch das Aufzeigen europaweiter Gemeinsamkeiten und Unterschiede auf vergleichender Basis zu bereichern. Die Tagungsbeiträge wurden hierfür erfreulicherweise durch zusätzliche Essays ergänzt.

Das Buch gliedert sich in fünf Teile und 24 Aufsätze, die weder chronologisch noch geografisch, sondern thematisch nach einzelnen Blöcken angeordnet sind. Im ersten Teil werden zunächst die konzeptionellen und theoretischen Rahmen abgesteckt. Während Paul Srodecki einen Überblick über terminologische Schwierigkeiten und Entwicklungen sowie den Forschungsstand bietet, widmet sich Ludwig Steindorff den unterschiedlichen Typen von Unionen und klassifiziert diese nach diversen Faktoren. Frederik Buylaert, Thalia Brero und Erika Graham-Goering zeigen die Bedeutung von sozialen Aspekten hinsichtlich der Akzeptanz einer Union auf. So sei eine Personalunion ein „political and social project“ (S. 42), dessen Bestand auf den dem Herrscher und den lokalen und regionalen Eliten gemeinsamen Erfahrungen und Erwartungshaltungen im Hinblick auf Macht und Herrschaft basiere.

Die auf den ersten Teil folgenden Abschnitte untersuchen Unionen und zusammengesetzte Herrschaften sodann zwischen Zwang und politischer Raison, Anspruch und Realität, Absicht und Zufall sowie dynastischer Ausdehnung und Überdehnung. Luis García-Guijarro beschreibt in seinem Beitrag die dynastischen und politischen Entwicklungen auf der iberischen Halbinsel im Hochmittelalter und den langfristigen Einfluss dieser Ereignisse auf die Personalunionen Iberiens im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit. María Bonet Donato widmet sich dagegen konkret den in der Personalunion zwischen Aragon und Kastilien des 15. Jh. zu suchenden Wurzeln des heutigen spanischen Königreichs, zeigt die Grundzüge dieser Union ebenso auf wie die nationalen Interessen in der Erforschung der spanischen Unionen und fragt auch nach den möglichen Auswirkungen der Vereinigung. Einen diskursanalytischen Ansatz verfolgt Stephen D. Church, der sich in seinem gelungenen Beitrag unter Verweis auf die unterschiedliche politische Organisation der einzelnen territorialen Besitzungen der Plantagenets in England und Frankreich dafür stark macht, das veraltete Konzept des sog. Angevinischen Reichs fallen zu lassen und den Begriff „empire“ durch „union“ zu ersetzen (S. 78).

¹ Siehe den Tagungsbericht von FELICIA ELISA ENGELHARD, in: H-Soz-Kult, 18.02.2020, www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-127224 (13.11.2023).

Der skandinavische Raum wird durch die Beiträge von Oliver Auge und Jens E. Olesen abgedeckt. Während Ersterer die für die Unionen zwischen Schleswig, Holstein und Dänemark im 15. und 16. Jh. relevanten Abkommen untersucht, analysiert Letzterer die Gründe für die Unionskriege zwischen Dänemark und Schweden in der Zeit der Kalmarer Union.

Eine dauerhaftere Verbindung bestand zwischen Ungarn und Kroatien-Dalmatien, wobei Ungarn in dieser Personalunion die dominante Rolle einnahm, wie Neven Budak in seiner Untersuchung diverser Institutionen aufzeigt und dabei auch den analysierenden Blick auf die unterschiedlichen Meinungen in den jeweiligen nationalen Historiografien nicht scheut. Márta Font wiederum beschreibt Ungarns und Polens letztlich gescheiterte Versuche, Galizien für sich zu gewinnen und in einer Personalunion zu vereinigen. Am Beispiel der Lausitzen zeigt Norbert Kersken, wie zwei Territorien jeweils unter fremden Herrschern agieren und lokale Eliten von ihrer geografischen Randlage zwischen mächtigeren Nachbarn profitieren konnten.

Einige der spätmittelalterlichen Unionen Ostmitteleuropas gingen auf frühere Entwicklungen unter den letzten böhmischen Herrschern aus dem Geschlecht der Přemysliden zurück (S. 18), deren Expansionsbestrebungen von Robert Antonín analysiert werden. Er kommt zu dem Schluss, dass der Ausweitung ihres Machtbereichs kein bewusster Masterplan zugrunde lag. Andrzej Marzek streicht in seinem Beitrag die Bedeutung der Regierungszeit Wenzels II. von Böhmen – neben jener Ludwigs I. von Ungarn – für die spätmittelalterlichen Entwicklungen in Bürokratie und Verwaltung im Königreich Polen hervor, das im 14. Jh. gleich zwei Personalunionen einging. Im Gegensatz zur přemyslidischen Expansion ist bei den böhmischen Königen aus dem Haus der Luxemburger, unter denen sich das Konzept der *corona regni Bohemiae* etablierte, durchaus ein Masterplan in der Ausweitung ihres Einflussgebietes zu erkennen, wie Lenka Bobková ausführt. Julia Burkhardt und Přemysl Bar befassen sich jeweils mit dem Erbe der Luxemburger und der Rolle Albrechts II. von Habsburg für die Personalunionen Ostmitteleuropas und die Anfänge der Habsburgermonarchie. Jan Hirschbiegl widmet sich in Ergänzung dazu den Versuchen der Habsburger, in Burgund Fuß zu fassen.

Rimvydas Petrauskas beschreibt die Eigenheiten der polnisch-litauischen Union und die Unterschiede im Staatswerdungsprozess in den beiden Teilgebieten. Ein Charakteristikum dieser Union wird von Darius Baronas näher beleuchtet, der auf die Vermittlungstätigkeit der Jagiellonen im Ringen um die Kircheneinheit im 15. Jh. hinweist. Diese waren aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen mit zwei etablierten Kirchen auf dem Gebiet einer Union kompromissbereiter, als man es im Westen war. Srodecki untersucht wiederum die Interaktionen der einzelnen jagiellonischen Herrscherzweige Ostmitteleuropas im 15. und 16. Jh. im Hinblick auf ein gemeinsames politisches Vorgehen und ihren kulturellen Einfluss. Das Verhältnis zwischen dem Deutschen Orden und Polen wird von Adam Szweda und Beata Możejko analysiert. Während Szweda vor allem die Versuche der Großmeister beleuchtet, das Ordensgebiet dem Zugriff der polnischen Krone wieder zu entziehen, widmet sich Możejko dem Widerstand der Eliten des königlichen Preußens gegen die Zugriffe des polnischen Königs.

Als bereichernd erweisen sich auch die Essays von Frederieke M. Schnack und Stefan Brenner, die am Beispiel von Bischof Albrecht von Hoya und Erzbischof Christopher von Bremen das Entstehen, die Charakteristika und auch das Scheitern von Unionen nur zwischen geistlichen bzw. zwischen geistlichen und weltlichen Herrschaften beleuchten und so den Fokus auf eine Form von zusammengesetzter Herrschaft lenken, die sonst selten berücksichtigt wird.

Ein Vorwort, ein Abkürzungsverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister, das vereinzelt auch für die Erforschung von bestimmten Unionen prägnante Schlagworte beinhaltet, Hinweise zur Namensschreibung, neun Abbildungen und sieben Karten ergänzen das Werk.

Um den Vergleich verschiedener Unionen zu erleichtern, sollte gemäß den Vorgaben der Hrsg. nicht nur die Frage, inwieweit diese geplant oder doch Reaktionen auf kurzfristige, zufällige Entwicklungen waren, untersucht, sondern auch die relevanten politischen und sozialen Kräfte in den jeweiligen politischen Einheiten herausgearbeitet werden. Ergänzend sollten die Autorinnen und Autoren den Blick auf Reaktionen der zeitgenössischen Literatur, Propaganda und rechtlichen bzw. historischen Diskurse richten (S. 24). Diesem Anspruch werden sie in unterschiedlicher Weise gerecht und nicht immer gelingt es ihnen, alle Aspekte zu beleuchten. Dies liegt wohl nicht zuletzt in der stellenweise unbefriedigenden Kürze der einzelnen Beiträge begründet.

Insgesamt stellt der Sammelband einen wertvollen Beitrag für die komparative Erforschung von Unionen auf europäischer Ebene dar, wenngleich ein gewisser ostmitteleuropäischer Fokus nicht zu verleugnen ist und ein genauerer Blick in die national(sprachig)e Forschungsliteratur auch in Zukunft erforderlich bleiben wird.

Wien

Sonja Lessacher

Das historische Litauen als Perspektive für die Slavistik. Verflochtene Narrative und Identitäten. Hrsg. von Monika Bednarczuk und Marion Rutz. (Interdisziplinäre Studien zum östlichen Europa. Schriftenreihe des Gießener Zentrums Östliches Europa, Bd. 13.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2022. 320 S., Ill. ISBN 978-3-447-11842-2. (€ 78,—.)

Die vorliegende Studie sollte im größeren Kontext der Sozial- und Geisteswissenschaften betrachtet werden, insbesondere hinsichtlich der dort vor einigen Jahrzehnten in Gang gesetzten Diskussion über den *spatial turn* sowie dessen sprachlichen und kulturellen Ausdrucksformen. Einige Forscher argumentieren, dass der *spatial turn* eher für die deutsche akademische Tradition charakteristisch sei, während die räumliche Dimension, z. B. in der französischen Forschung, nie vernachlässigt worden sei, gerade auch in Person Henri Lefebvres. Dessen theoretischer Ansatz wird in der historischen Forschung insbesondere dann verwendet, wenn es um die Frage geht, wie Eliten nicht dominanter ethnischer Gruppen „nationale Territorien“ schaffen. Zunächst wird dabei untersucht, welcher Raum durch diskursive Praktiken als der „eigene“ definiert wird. Anhand der Analyse räumlicher Praktiken lässt sich daraufhin überprüfen, ob diese Praktiken dasselbe Gebiet abdecken, das zuvor modelliert und theoretisch definiert worden war. Durch die Kombination von Lefebvres Theorie mit Ansätzen aus der Nationalismusforschung und der Diskurstheorie, also im Rahmen des Forschungsfeldes *mental maps*, erstellten litauische Historiker 2016 eine kollektive Studie zum Raumkonzept Litauens.¹ Als besonders günstig für die Untersuchung dieser Frage erwiesen sich dabei Litauenkonzepte des 19. Jh., als das Land zumeist nicht als politische oder administrative Einheit existierte, sondern bei einzelnen Personen oder sozialen Gruppen unterschiedliche und oft konkurrierende Vorstellungen von Litauen bestanden. Für deren Untersuchung griffen die Autoren auch auf Ergebnisse aus der Literaturwissenschaft zurück, um zu untersuchen, wie das Erbe des Großfürstentums Litauen in der litauischen Literatur des 19. Jh. zum Ausdruck kam und welche Rolle künstlerische Kreativität beim Aufbau der nationalen Identität und bei den Veränderungen im Denken über den Raum Litauen spielte.

Die hier nun vorliegende Studie zum Raumkonzept des „historischen Litauen“ versteht sich noch stärker als interdisziplinär. Die Artikel wurden von Literaturwissenschaftlern und Historikern aus Deutschland, Polen, Belarus und Litauen erstellt, wobei stets Werke der Belletristik die maßgebliche Quelle bildeten. Insbesondere galt es herauszufinden, inwieweit Fiktion tatsächlich Stoff für die symbolische Dimension, die Symbolisierung sowie das emotionale Erleben des Raums liefert. Andererseits könnten, so hoffen es die

¹ DARIUS STALIŪNAS (Hrsg.): *Spatial Concepts of Lithuania in the Long Nineteenth Century*, Boston 2016.

Autoren, „die in der Geschichtswissenschaft etablierten (regionalen, transregionalen) Alternativen zu nationalen Konzeptionen [...] der Literaturwissenschaft neue Impulse geben und insbesondere die Literaturgeschichtsschreibung revolutionieren“ (S. 7).

Für die beiden Hrsg. Monika Bednarczuk und Marion Rutz ist das „historische Litauen“ das Gebiet des ehemaligen Großfürstentums nach der Union von Lublin von 1569, verstanden als „gemeinsamer Erinnerungsort, ein konstitutiver Mosaikstein im memorialen Komplex, das einen konstitutiven Teil der verflochtenen polnisch-litauisch-belarussischen Geschichte darstellt“ und zu dem „in der Trias der erinnernden Nationen noch ukrainisch ergänzt werden“ müsse (S. 5). Allerdings wird dabei ein wichtiger Punkt übersehen: der Begriff „historisches Litauen“ wird nicht allein durch historische Fakten definiert, sondern wurde, insbesondere um die Wende vom 19. zum 20. Jh., auch als Konzept in nationale Ideologien eingebunden und für zukünftige politische Projekte verwendet.

Die Autoren verzichten zu Recht auf eine ethnolinguistische Perspektive, waren doch die Schöpfer von Belletristik und historischer Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jh. mehrsprachig. Litauische Autoren schrieben auf Litauisch und Polnisch oder nutzten Polnisch für die persönliche Kommunikation. Daher wird in diesem Band der litauische Diskurs mit Blick auf eine Gruppe von Autoren verstanden, die die litauische Sprache wieder in das öffentliche Leben zurückbringen wollten und dieses Ziel auch verwirklichten. Aus diesem Grund wird nicht etwa ausschließlich auf litauische Texte verwiesen. Besonders deutlich wird die Abkehr von einer ethnolinguistischen Perspektive in der Studie „Polnische und litauische Idyllen der Spätaufklärung. Zum Problem der fehlenden regionalen Spezifik in zeitgenössischen Gattungspoetiken“ von Stephan Kessler, in dem das Werk von Antanas Jackus Feliksas Klementas (1756–1823) im Mittelpunkt steht. Hervorzuheben ist zudem der Beitrag „Literature as a Performative Act: Nation as Literature. Nineteenth-Century Lithuanian Literature from a Slavonic Perspective“ von Paweł Bukowiec, der sich seit vielen Jahren mit der Entstehung des nationalen Literaturkanons beschäftigt. Die Verfechter eines Kanons der litauischen Nationalliteratur hätten sich in den Jahren 1864–1918 bei dessen Erstellung mit dem Problem konfrontiert gesehen, dass die Mehrheit der Schriftsteller, die räumliche Bilder Litauens schufen, auf Polnisch und nicht auf Litauisch schrieben.

Die meisten Autoren des Sammelbandes, wie etwa Danuta Zawadzka und Marcin Luł, legen bei ihren Analysen des jeweiligen Konzepts des „Historischen Litauen“ besonderen Wert auf die individuellen Erfahrungen von Historikern und Schriftstellern. Dafür wurden Persönlichkeiten wie Joachim Lelewel (1786–1861) (Zawadzka) und Józef Ignacy Krąszewski (1812–1887) (Luł) ausgewählt, deren schriftliches Erbe einen besonderen Einfluss auf die Entstehung der nationalen Identität der Polen, Litauer und Belarussen hatte.

Ein Teil der Autoren beschäftigt sich mit der wichtigen Frage, wie unterschiedliche Diskurse über *mental maps* in einer mehrsprachigen Gesellschaft interagieren, wie z. B. Marion Rutz anhand des Werkes *Rozmowa Polaka z Litwinem* (1565/66) von Augustyn Rotundus-Mieleski (Augustinus Rotundus Miliesius, 1520–1582). Gun-Britt Kohler und Kristina Kromm setzen sich mit dem Problem auseinander, wie im ersten Drittel des 20. Jh. im belarussischen Diskurs Vilnius (Wilna) literarisch konstruiert wurde, als die Konkurrenz mehrerer Nationen (Polen und Litauer) um diese Stadt immer offensichtlicher wurde.²

Bei der Untersuchung des Raumkonzepts verwenden die Autoren unterschiedliche theoretische und methodische Ansätze, wie z. B. Diskursanalyse und Sozialpsychologie. Sie schlagen vor, die Kommunikation im öffentlichen Raum als eine Arena zu betrachten, in der Bedeutungen hierarchisiert werden. Bei der Bewertung konkreter Autoren darf man

² DANGIRAS MAČIULIS, DARIUS STALIŪNAS: *Lithuanian Nationalism and the Vilnius Question, 1883–1940*, Marburg 2015.

nicht vergessen, dass es sich bei deren Kunstwerken um eine subjektive Widerspiegelung der umgebenden Umwelt handelt. Dem Prozess der regionalen Identitätsbildung wird in dem Band große Aufmerksamkeit gewidmet. Der belarussische Historiker Oleg Latyszonek untersucht, inwieweit mit dem Fürstentum Polozk verbundene historische Traditionen eine bestimmte regionale Identität zum Ausdruck bringen. Die Rolle historischer Romane bei der Ausformung von Erinnerungen an das „historische Litauen“ (Lul), die Konstruktion gesellschaftlicher Modernisierung in der satirischen Presse von Vilnius (Brigita Speičytė) und die Zusammensetzung der intellektuellen Gemeinschaft von Vilnius im ersten Viertel des 19. Jh. (Bednarczuk) werden gesondert analysiert. Der vorliegende Band ist vielfältig und wird sicherlich die auch weiterhin enge Zusammenarbeit zwischen Literaturwissenschaftlern und Historikern fördern, insbesondere wenn es um die Untersuchung regionaler und nationaler Identitäten des „langen 19. Jh.“ und den Einfluss von Raumkonzepten und Fiktion auf die Entstehungsprozesse dieser Identitäten geht.

Vilnius

Olga Mastianica

Melioration und Migration. Wasser und Gesellschaft in Mittel- und Ostmitteleuropa vom 17. bis Mitte des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Márta Fatai. (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Bd. 25.) Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2022. 346 S., Ill. ISBN 978-3-515-13145-2. (€ 49,90.)

Der Band befasst sich mit dem Verhältnis von Meliorationen (also den Be- und Entwässerungsmaßnahmen zur Verbesserung des Bodens für die Landwirtschaft) und der Besiedlung von Feuchtgebieten und Mooren in der Frühen Neuzeit und in der ersten Hälfte des 19. Jh. In zwölf Einzelbeiträgen werden die Herausforderungen und Folgen dieser Aktivitäten sowie ihre Auswirkungen auf Umwelt und Gesellschaft beleuchtet. Im Fokus des Sammelbandes stehen Schauplätze in den deutschen Territorial- und Flächenstaaten und der östlichen Habsburgermonarchie. Die Texte gehen zurück auf eine schon 2013 in Tübingen veranstaltete Tagung und stellen für die meisten Gebiete Mittel- und Ostmitteleuropas noch immer den Stand der historischen Forschung dar.¹ Das Thema der tief greifenden Landschaftsveränderungen durch Be- und Entwässerungsmaßnahmen hat viele Jahrzehnte lang nur wenig Beachtung gefunden und rückt erst seit Kurzem mit den Diskussionen über die Wiedervernässung von Mooren wieder in den Blickpunkt der Öffentlichkeit. Dabei wiederholen sich in nahezu allen Aufsätzen des Bandes die gleichen Befunde von nicht intendierten negativen Folgen für Natur und Gesellschaft.

Alwin Hanschmidt befasst sich mit der Moorkolonisation im Emsland im 17. und 18. Jh. Am Beispiel der Gründung der Fehnkolonien Papenburg und Twist zeigt er auf, dass für große Teile der landarmen Schichten nur der Hollandgang und die Auswanderung nach Amerika einen Ausweg aus glücklosen Kolonisationsanstrebungen boten. Uwe Folwarczny untersucht die hohenzollernsche Kolonisation von den Anfängen bis 1740 am Beispiel des Netzebruchs, der mangels eines übergreifenden Kolonisationskonzepts nur punktuell besiedelt wurde. Entwässerungsarbeiten wurden nur unsystematisch von den Siedlern selbst umgesetzt. Dies bemängelt der Autor, berücksichtigt allerdings zu wenig, dass auch die unter der Leitung der preußischen Landeskulturb Beamten durchgeführten Meliorationen unerwünschte Folgemaßnahmen nach sich zogen. Martin Schmid stellt die Kolonisierung des Donaumooses in den Mittelpunkt seiner Untersuchung – ein Projekt, das schon bei den Zeitgenossen höchst umstritten war. Das Ergebnis sei „ein soziales wie ökologisches Desaster“ gewesen; die Kolonisierung wertet er als „eine prinzipiell hochriskante gesellschaftliche Aktivität“ (S. 130).

¹ Vgl. aber: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 68 (2019), 3: Polesia: Modernity in the Marshlands. Interventions and Transformations at the European Periphery from the Nineteenth to the Twenty-first Century, hrsg. von ANNA VERONIKA WENDLAND, DIANA SIEBERT u. a.

Heinrich Kaak stellt die Frage, ob die alteingesessenen Untertanen oder aber die neuen Kolonisten im brandenburgischen Oder- und Warthebruch seit 1750 „besser ins 19. Jahrhundert“ gekommen seien. Während die frühen Kolonisten ein besseres Los traf als die preußischen Gutsuntertanen und Leibeigenen, entstanden in der zweiten Hälfte des 18. Jh. nicht nur bäuerliche, sondern auch nicht existenzfähige kleinstbäuerliche Betriebe, die ihre Besitzer in die Armut trieben. Einen Blick auf soziale Verwerfungen richtet auch Zoltán Kaposi am Beispiel der Melioration in Südtransdanubien (1750–1850), also dem Gebiet zwischen Donau, Drau und dem Plattensee. Hier überstiegen die Kosten für die Meliorationen die Möglichkeiten der meisten Grundbesitzer bei Weitem, was das System des Großgrundbesitzes verfestigte, während kleinere Bauern zur Abwanderung gezwungen waren.

Eberhard Fritz befasst sich mit der 1824 gegründeten Kolonie Wilhelmsdorf im Königreich Württemberg, dem einzigen religiös motivierten Kolonisationsprojekt im Südwesten Deutschlands. Das Projekt scheiterte bald an Konflikten über die Umsetzung der Entwässerungsarbeiten. Um den Ruf des württembergischen Pietismus nicht zu beschädigen, wurde der Ort jedoch von der religiösen Gemeinschaft gerettet; seine Schaffung entwickelte sich sogar zu einem pietistischen Gründungsmythos.

Zumindest teilweise als Erfolgsgeschichten zu erzählen sind Projekte im Temeswarer Banat (heute Rumänien), in der Batschka (heute Serbien und Ungarn) sowie im „Morast“ um die heutige ungarische Hauptstadt Budapest. Josef Wolf befasst sich mit dem spättheresianischen Banat, einem durch Sümpfe und Moraste gekennzeichneten Gebiet, das als geradezu „flüssiger“ Raum wahrgenommen wurde. Maßgeblich für die Verbreitung dieses Bildes war die Wahrnehmung der Vermessungsingenieure vor Ort, deren Arbeit zu einem wichtigen Experimentierfeld bei der Durchsetzung gesellschaftlichen Fortschritts und politischer Macht wurde. Márta Fata beschreibt die symbolträchtige Aneignung des Temeswarer Banats (1718–1778) durch die habsburgische Verwaltung, die in der zeitgenössischen Diskussion gern mit der Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe im antiken Rom verglichen wurde. Zwar führte sie partiell zu verbesserten Lebensverhältnissen, sichereren Verkehrswegen und verlässlicheren Handelsbedingungen; es ging mit ihnen jedoch auch die Zurückdrängung traditioneller Lebens- und Wirtschaftsformen einher. Karl-Peter Krauss betrachtet das Thema „Ansiedlung, Überschwemmung und Krisenmanagement“ in der Batschka im 18. Jh. Hier gaben die Überschwemmungen der Jahre 1784–1786 und die im Zusammenhang damit auftretenden Epidemien den Impuls für die Trockenlegung und die stufenweise Ausdehnung des Kulturlandes. Eleonóra Géra befasst sich mit der Nutzung und Entwässerung des „vergessenen Morasts“ von Buda (Ofen) im 18. und 19. Jh., die, obwohl wesentlich für die Entwicklung der ungarischen Hauptstadt, von der stadthistorischen Forschung bisher kaum beachtet wurden.

Mit literarischen Orten der Melioration befassen sich Martin Knoll und Endre Hárs: Knoll zeichnet am Beispiel des bayerischen Donaumooses und des ostpreußischen Tieflandes die Wahrnehmung von Sumpf- und Moorlandschaften und ihre Verwendung in der historisch-topografischen Literatur der Frühen Neuzeit auf. In ihr wurden Moore zu Kerngebieten reformatorischer Postulate über den Fortschritt und die Machbarkeit menschlicher Interventionen. Hárs beleuchtet die Verarbeitung des technischen Fortschritts und der Naturgestaltung im Werk des prominenten ungarischen Schriftstellers Mor Jókai (1825–1904), in dem die Entwässerung von Mooren und Flussregulierungen eine große Rolle spielen. Seine Naturschilderungen sind mehr als romanhafte Kulissen oder Sehnsuchts- und Fluchtorte: Sie üben scharfe Kritik an der existierenden Gesellschaft, während die von ihm dargestellten Wasserbauingenieure eine moderne und verantwortungsvolle Gesellschaft vorausdenken.

In der Summe ergibt sich ein Bild der Meliorations- und Kolonisationsprojekte als überaus vielschichtiger und krisenhafter Prozesse, die mitnichten die erwünschten Verbesserungen zeitigten, sondern immer von massiven ökonomischen und sozialen Verwerfungen gekennzeichnet waren. Dies gilt es zu beachten, wenn heute – mit gleicher Begeiste-

rung wie im 18. und 19. Jh. – der Ruf nach staatlichen Wiedervernässungsprojekten laut wird.

Erkner

Rita Gudermann

Żył królem, umarł człowiekiem. Michał Korybut Wiśniowiecki i jego czasy 1669–1673. [Er lebte als König, er starb als Mensch. Michał Korybut Wiśniowiecki und seine Zeit 1669–1673.] Hrsg. von Paweł Tyszką und Zbigniew Hundert. (Zamek Królewski w Warszawie. Studia i Materiały, Bd. 13.) Arx Regia. Warszawa 2023. 443 S., Ill., Tab. ISBN 978-83-7022-314-4. (PLN 75,–.)

Die vierjährige Regentschaft von König Michael (1669–1673) ist eine der weniger bekannten Epochen in der Geschichte Polen-Litauens des 17. Jh. Die Zeitgenossen erinnerten sich an den Herrscher als einen Mann mit „thronwürdigen Eigenschaften [...], angeborener Güte, vornehmen Manieren [...] sowie Nächstenliebe“.¹ Die Historiker hingegen betrachteten ihn als einen der schlimmsten Monarchen. Nach den Worten von Władysław Konopczyński „sprach er zwar acht Sprachen, hatte jedoch in keiner von ihnen etwas Interessantes zu sagen“.² Der vorliegende Sammelband, bestehend aus 17 fundierten Beiträgen zur Geschichte und Kunstgeschichte (im Folgenden werden ausgewählte Texte näher erörtert), der anlässlich des 350. Todestages des Königs publiziert wurde, strebt danach, die Frage zu klären, welche der zuvor skizzierten Visionen der Realität am ehesten entspricht.

Im einleitenden Beitrag untersucht Ilona CzaMańska die Faktoren, die das Leben Michaels beeinflusst und seine persönliche Entwicklung geprägt haben. Sie deutet darauf hin, dass die Exilierung von seinem Familienbesitz nach dem frühen Tod seines Vaters und die gemessen an seiner sozialen Schicht bescheidene Lebensführung ihn zu einem genügsamen Menschen formten. Dass er von Jesuiten ausgebildet wurde, beeinflusste seinen Charakter und seine tiefe Religiosität. Die langjährigen Aufenthalte in den habsburgischen Ländern und am kaiserlichen Hof färbten ab auf seine politischen Sympathien.

Der erste Abschnitt des Bandes ist der Königswahl und den ersten Monaten der Regentschaft gewidmet. Dorota Gregorowicz erörtert die Reaktion des päpstlichen Hofes auf die Wahl Michaels. In der Ewigen Stadt wurde sie nachdrücklich begrüßt: Der friedliche Verlauf der Wahlkampagne ließen eine Stabilisierung der inneren Lage des polnisch-litauischen Staatsverbandes und deren aktive Einbindung in den Konflikt zwischen dem christlichen Europa und dem Osmanischen Reich erwarten. Aleksandra Ziober analysiert die habsburgische Polenpolitik während des Interregnums und bis kurz nach Michaels Thronbesteigung. Obwohl der kaiserliche Kandidat Karl von Lothringen, der in Polen-Litauen breite Unterstützung genoss, den Thron nicht übernahm, bedeutete die Wahl Michaels keine vollständige Niederlage für die Habsburger. Der König verfolgte einen prohabsburgischen Kurs, was sich in der Festigung der Verbindung zwischen dem kaiserlichen Hof und dem neuen Herrscher zeigte. Ein deutlicher Ausdruck dieser Stärkung war die Eheschließung des Königs mit Eleonora, der Tochter Kaiser Ferdinands III.

Agnieszka Skrodzka wertet Zeichnungen aus, auf denen die Ereignisse um Michaels Inthronisation dargestellt sind. In nahezu allen Werken finden sich Anspielungen auf ungewöhnliche Phänomene, die zu diesem Zeitpunkt angeblich auftraten (das plötzliche Erscheinen einer Taube, eines Adlers und eines Bienenschwarms). Diese wundersamen Zeichen sollten die göttliche Bestätigung der Wahl signalisieren und gleichzeitig eine glückliche Regentschaft des jungen Herrschers verheißen. Die Berichte von solchen über-

¹ WESPAZJAN KOCHOWSKI: *Rocznik Polski. Klimakter IV (1669–1673)* [Polnisches Jahrbuch. Klimakter IV (1669–1673)], bearb. von LESZEK WIERZBICKI, Warszawa 2011, S. 359.

² WŁADYSŁAW KONOPCZYŃSKI: *Dzieje Polski nowożytnej* [Geschichte des neuzeitlichen Polens], Bd. 2, bearb. von JAN DZIĘGIELSKI und MIROSLAW NAGIELSKI, Warszawa 1986, S. 47.

natürlichen Erscheinungen weckten breites öffentliches Interesse und steigerten die Nachfrage nach Kunstwerken, die diese Phänomene illustrierten.

Patryk J a d c z a k beschäftigt sich mit der Gelegenheitsarchitektur in Krakau im Zuge der Krönungsvorbereitungen. Er analysiert die architektonischen Dekorationen wie z. B. Triumphbögen sowie ihr ideologisches Programm. Indem sie darauf verwiesen, dass Michael als göttlich erwählt angesehen wurde, hoben sie die Tugenden und Charaktereigenschaften des neuen Monarchen hervor. Es finden sich darin auch Hinweise auf vermeintliche genealogische Verbindungen von Michael zu seinen Vorgängern auf dem polnischen Thron, wobei zahlreiche allegorische Bilder herangezogen wurden, z. B. eine Vorstellung des jungen Königs als *miles Christi*.

Der zweite Abschnitt befasst sich mit den Aktivitäten von Michael im Parlament und in der Armee. Leszek Wierzbicki weist darauf hin, dass Michael während seiner Herrschaft 366 Tage in Sitzungen des Sejms verbracht habe. Der König habe somit seine Pflichten als Monarch ordnungsgemäß erfüllt, und sein guter Wille sowie sein Fleiß ließen sich nicht bestreiten. Sein wichtigster Erfolg habe darin bestanden, die Krise im polnischen Parlament, die sich insbesondere in dessen Beschlussunfähigkeit manifestiert habe, zu überwinden, was seinen Nachfolgern Johann III. und August II. nicht gelungen sei. Zbigniew Hundert verdeutlicht, dass Michael, der immerhin mit berühmten Feldherren verwandt war, sich nicht durch seine militärischen Leistungen hervorgetan habe. Er war der erste polnische Monarch seit Heinrich von Valois, der nicht persönlich auf dem Schlachtfeld agierte. Aufgrund fehlenden Rückhalts in der Armee konnte er nach seiner Wahl nicht verhindern, dass das Militär in die Aktivitäten ihm feindlich gesonnener Befehlshaber, nämlich des Krongroßfeldherrn und späteren Königs Jan Sobieski und seines Gefolges, verwickelt war. Trotz zahlreicher Demütigungen im militärischen Kontext strebte Michael danach, sein Fachwissen auf diesem Gebiet zu vertiefen. Er setzte sich aktiv dafür ein, Desertionen sowie Plünderungen von Landgütern zu unterbinden und die Disziplin im Militär zu stärken.

Der nächste Abschnitt widmet sich der Außen- und Innenpolitik 1669–1673. Andrzej Kamieński zufolge habe Michael es versäumt, die Beziehungen zu Brandenburg-Preußen zu verbessern, und seine chaotische und inkonsequente Politik habe zu einem weiteren Machtzuwachs des Berliner Hofes geführt. Der König scheute einen Konfrontationskurs und gab den Forderungen der Hohenzollern nach. Er beugte sich der erpresserischen Drohung des Kurfürsten, sich der Opposition anzuschließen, und machte weitere Zugeständnisse; u. a. bestätigte er das Lehen von Lauenburg und Bütow an Friedrich Wilhelm. Aleksandra Skrzypietz verdeutlicht, dass bei Michaels Thronbesteigung der französische König – entgegen allen Erwartungen der Opposition in Polen-Litauen – seine Wahl rasch akzeptierte. Als 1672 die Adelsrepublik von einer osmanischen Invasion bedroht wurde, zeigte sich Ludwig XIV. eher dazu bereit, mit der Opposition zusammenzuarbeiten als mit dem Hof. Frankreich war nämlich an der Aufrechterhaltung interner Spannungen an der Weichsel interessiert.

Der vierte und letzte Abschnitt behandelt die Bereiche Kultur, Kunst und Glauben. Radosław Lolo zeigt, dass in zahlreichen Panegyriken die Religiosität Michaels hervorgehoben wurde. Der Autor kommt zu dem Schluss, dass der König tatsächlich tiefergläubig gewesen sei, und präsentiert Beispiele für dessen authentische Frömmigkeit. Michał Z a w a d z k i hebt hervor, dass während der kurzen Regierungszeit Michaels mehr als ein Dutzend Medaillen produziert wurden, die meisten von ihnen in verschiedenen Varianten im Zusammenhang mit der Krönung und seiner Hochzeit mit Eleonore. Drei dieser Medaillen können mit bestimmten historischen Ereignissen in Verbindung gebracht werden: eine 1670 anlässlich des polnisch-österreichischen Bündnisses, zwei weitere kurz vor dem Tod des Königs 1673 – sie wurden durch den Krieg mit dem Osmanischen Reich inspiriert.

Im abschließenden Beitrag schildert Hundert anhand der Rechnungen, die dem Sejm von 1676 vorgelegt wurden, die Vorbereitungen für Michaels Beerdigung. Der König

verstarb am 10. November 1673 in Lemberg und wurde erst am 31. Januar 1676 beige-
setzt. Die Kosten für das Begräbnis waren beträchtlich. Die Summe überstieg die Aus-
gaben der Staatskasse für die Krönung Johanns III. Sobieski oder die Kosten für den Bau
einer provisorischen Brücke über die Weichsel in Warschau im Jahr 1674.

Der Sammelband, die im Vergleich zur Biografie von Adam Przyboś³ viele neue Fak-
ten und Erkenntnisse enthält, widerlegt das Urteil, Michael sei einer der schlechtesten
polnischen Monarchen gewesen. Die Geschichtsschreibung des 19. Jh. übernahm unkriti-
sch den Standpunkt seines Hauptgegners, Johanns III.; diese Tendenz wurde von den
Historikern des 20. Jh. fortgesetzt. Ungeachtet seiner guten Ausbildung war er nicht darauf
vorbereitet, das Land zu regieren, das nach der Herrschaft von Johann II. Kasimir insol-
vent, intern zerstritten und international isoliert war. Trotz der starken inneren Opposition,
die von Anfang an alle seine Handlungen sabotierte, versuchte er gewissenhaft, seine
königlichen Pflichten zu erfüllen. Ihm gelang es, die Verwaltung zu stabilisieren, einen
Teil der Schulden zu begleichen und schließlich die innenpolitische Lage zu beruhigen.

Warszawa

Jacek Kordel

³ ADAM PRZYBOŚ: Michał Korybut Wiśniowiecki, Kraków 1984.

Wacław Pagórski: „Wem zu wohl ist, der ziehe in Pohlen“. Zum Polenbild in der
deutschsprachigen Reiseliteratur des ‚langen‘ 17. Jahrhunderts. (Veröffentlichungen des
Nordost-Instituts, Bd. 29.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2022. 269 S., Ill. ISBN 978-3-
447-11883-5. (€ 38,-)

Wacław Pagórski behandelt in seiner 2021 als germanistische Dissertation von der
Universität Poznań angenommenen Untersuchung das Bild der Polen und Polens in 51
deutschsprachigen Reiseberichten, die zwischen 1573 bis 1700 im Druck erschienen und
mit den Mitteln der „literaturwissenschaftlichen Imagologie, der historischen Stereotypen-
forschung und der historischen Semantik“ (S. 12 f.) analysiert werden. Als „langes“ 17. Jh.
gilt die Epoche vom Beginn der Wahlmonarchie bis zur sächsisch-polnischen Union. P.
analysiert nur im Druck erschienene Reiseberichte, und unter diesen nur die „authentischen“
(S. 46), entscheidet sich aber trotz des Ausschlusses fiktionaler Texte für die „imagolo-
gische“ Methode, also die literaturwissenschaftlich-komparatistische Analyse „nationen-
bezogener Fremd- und Selbstbilder in der Literatur“ (S. 56), obwohl „die Mehrzahl der
Forscher [...] alle nicht literarischen Texte aus den imagologischen Studien“ (S. 58) aus-
schließe. Weil P. keine literaturwissenschaftliche Arbeit vorlegt, könnte man sich über die
Heranziehung der „Imagologie“ wundern; doch neben diesem Begriff erscheint – ebenfalls
auf S. 58 – in einem Zitat auch der Ausdruck „Imagebildung“ und es geht imagologisch
um die (bei P. nur sprachliche) Konzeptionalisierung des anderen. Zur Untersuchung des
Begriffes „Stereotyp“ schlägt der Autor „eine komplexe und kontextorientierte Analyse“
(S. 63), also Interpretation, vor. Die dritte, „historische Semantik“ genannte Methode kann
man auch „Begriffsgeschichte“ nennen, denn es geht um die pragmatische Frage, „wie
Begriffe angewandt“ (S. 65) werden in Bezug zu ihrem historischen Kontext, wobei Ord-
nungskonzepte wie „Nation“ oder „Staat“ gemeint sind. Überall im Theorieteil der Einlei-
tung ist spürbar, dass die „Musterstudie“ (S. 23) von Hubert Orłowski¹ als theoretisches
Vorbild gilt, deren Thema auch ein „Exkurs“ (S. 119) gewidmet ist.

P.s Argumenten hätte eigenständige Theoriearbeit gutgetan. Der erste Teil der Arbeit zu
„Forschungsstand und Methode“ nennt zwar die zu erwartenden Problemfelder, aber dis-
kutiert sie nicht. Von einem kulturwissenschaftlichen Standpunkt aus möchte man wissen,
warum ein Begriff wie „Diskursanalyse“ nicht fällt, vom linguistischen Standpunkt aus
wäre die gesamte Forschung zu Emotion oder *stance taking* wesentlich aktueller als die

¹ HUBERT ORŁOWSKI: „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit,
Wiesbaden 1996.

von P. unter dem Stichwort „historische Semantik“ als sprachwissenschaftlich bezeichnete Literatur, als deren „Hauptwerk“ P. das „achtbändige Lexikon ‚Geschichtliche Grundbegriffe: historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland‘ (1972–1997)“ (S. 64) bezeichnet. Nimmt man es genau, dann lassen sich weder das Lexikon noch seine Verfasser (Reinhart Koselleck, Otto Brunner, Werner Conze) der Sprachwissenschaft zuordnen. Auch „Bild“ oder „Stereotyp“ werden nicht definiert, sind aber im Gegensatz zu Urteilen Ausdruck eines „Ressentiments“, was – etwa über den argumentativ-funktionalen Status der „Bilder“ – methodisch hätte reflektiert werden müssen. Die mangelnde theoretische Schärfe schlägt sich im Hauptproblem der Untersuchung nieder, nämlich in der Frage, welche Bewertungen polnischer Realien in seinem Material authentisch und welche den Bedingungen der Textsorte geschuldet sind.

Das Fehlen einer Definition von „Stereotyp“ bzw. „Bild“ macht sich schon eingangs bemerkbar, wenn P. Kritik an Polen in der Chronik Thietmars im 11. Jh. als „Instrumentalisierung des Polenbildes“ (S. 19) bezeichnet. Das mag sein, aber man muss es beweisen. Nicht jede Kritik ist schon eine „Instrumentalisierung“; das emotionale Interesse an einer übergeneralisierten, simplifizierenden Bewertung muss hinzukommen, um eine wertende Aussage als Stereotyp klassifizieren zu können, sonst ist es von einem möglicherweise wahren und wiederholt geäußerten Urteil nicht zu unterscheiden.

Theoretische Unschärfe ist nicht nur bei den Analysekriterien, sondern auch bei der Gegenstandsbestimmung des Vf. zu beklagen. Die mangelnde Reflexion darauf, was eine Reise ist (das Verlassen des alltäglichen Habitats), was das räumliche Ziel von Reisen bedeutet (Wo beginnt die unvertraute Praxis?), welches Interesse eine Reise befriedigt (die eigene Lebensart im Fremden spiegeln) und unter welchen Bedingungen solch ein Interesse erwacht (urbane Bürgerlichkeit, die soziale Permissivität um den Preis entindividualisierenden Leistungsdenkens erkaufte) – alle diese Fragen vorher zu durchdenken, hätte sicher dazu geführt, erstens Feldzüge [!] (S. 74) nicht als Reise zu begreifen und zweitens das Material nicht thematisch, sondern nach seinem funktional-argumentativen Wert zu sortieren. Zusammenfassungen jeweils am Ende von Unterkapiteln bieten zwar eine thematische Ordnung, was zusammen mit den im Anhang beigebrachten Visualisierungen seiner Arbeit einen soliden dokumentierenden Wert verleiht; aber die zur Deutung des Materials aufgegebenen Argumente sind oft anfechtbar. So behandelt P. an seinem Material z. B. die Thematik, dass gedruckte Reiseberichte sich verkaufen mussten, woran sich unmittelbar die Frage anschließt, welches Interesse potenzielle Käufer an einem Reisebericht gehabt haben könnten (S. 185 f.). Der Vf. meint, die Popularität von Reiseberichten mit dem Interesse der Käufer an „frühneuzeitlich national[en]“ (S. 188) Themen erklären zu können. Indem er jedoch in seiner Theorie keinen existenziellen, also auf die Lebenssituation des Individuums bezogenen, Begriff von „Stereotyp“ (Ressentiment) und von „Reise“ (Gewohntes und Neues) vorsieht, steht ihm auch kein Interpretament für dieses existenzielle, aus der Lebenssituation der Rezipienten entstehende Interesse an Reiseberichten zur Verfügung. Hat das urbane Bürgertum als Käufer von Reiseberichten durch die Wahrnehmung stereotypisierter Fremde sein emotionales Interesse an frühneuzeitlichen Nationstheorien befriedigt – oder nicht vielmehr sein emotionales Interesse an sich selbst im Spiegel des Fremden? P. hat ein Material gewählt, das als Medienereignis verkäuflich sein musste, diskutiert allerdings nicht die daraus folgende Produktionsästhetik, sondern interpretiert diese vielmehr als reale Diskursgeschichte (ohne dass der Begriff „Diskurs“ je fällt). So meint der Vf. einerseits, dass das bei den Autoren der Reiseberichte zu vermutende Vorwissen über Polen schwer ermittelbar sei (S. 132), bescheinigt den Texten aber doch passim bzw. in der Zusammenfassung (S. 206) ein Begriffsreservoir, das über die Vermittlung des Humanismus bis in das Mittelalter und die Antike zurückreiche.

Diese Hypothese ist nicht akzeptabel: Erstens wäre die Behauptung eines jahrhundertelangen Transfers von Fremdkonzepten also doch ein Beleg für das Vorwissen der Reiseberichtsautoren und hätte bildungs- und diskursgeschichtliche Konsequenzen. Zweitens aber macht die Wiederholung eines Begriffes diesen noch lange nicht zum Stereotyp,

sondern erst das ressentimentgeladene Interesse an ihm, was bedeutet, dass eine Aussage, selbst wenn sie falsch ist, dennoch nicht als Stereotyp gemeint sein muss. „Wildes Volk“ mag bei antiken Autoren negativ gemeint sein („Barbaren“), ist aber in der polnischen Geschichtsschreibung der Frühen Neuzeit vielmehr positiv konnotiert als natürlich-lebenskräftiger Ursprung („Sarmaten“) und mag dann wiederum in einem deutschsprachigen Reisebericht tatsächlich als stereotype Abwertung („unzivilisiert“) geäußert werden, sofern eine ressentimentgeladene Absicht zu erkennen ist. Ob aber bei dem Begriff „wildes Volk“ wirklich ein jahrhundertelanger Begriffstransfer oder nicht vielmehr die Schematik von Eigen- und Fremdbild vorliegt, hätte die Dissertation klären müssen, die jedoch, obgleich in der „Literaturwissenschaft“ (S. 55) angesiedelt, sich produktions- und rezeptionsästhetischen Kriterien quasi verweigert.

Während der Rezensent mit der Interpretation des Materials nicht glücklich ist, möchte er aber nochmals den materialdokumentierenden Wert von P.s Arbeit betonen, was die Kenntnis nicht nur dieser Reiseberichte, sondern auch ihrer Autoren betrifft (ohne Sprachkenntnisse des Polnischen, eher aus Süddeutschland kommend, vorwiegend lutherisch, zu gleichen Teilen aus dem Adelsstand und aus dem Stadtbürgertum stammend, Polen oftmals nur als Durchgangsland Richtung Russland oder Litauen bereisend). Insgesamt ist ein empfehlenswerter und zum Nachschlagen geeigneter, aber theoretisch unterinstrumentierter Beitrag entstanden.

Gießen

Thomas Daiber

Barock in Bayern und Böhmen. Katalog zur Bayerisch-Tschechischen Landesausstellung 2023/2024. Haus der Bayerischen Geschichte, Regensburg, 10. Mai – 3. Oktober 2023. Hrsg. von Peter Wolf, Sabrina Hartl, Christine Ketzer, Christof Paulus, Richard Fischer, Teresa Novy, Julia Lichtl und Natascha Zödi-Schmidt. (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur, Bd. 72.) Friedrich Pustet. Regensburg 2023. 272 S., Ill. ISBN 978-3-791-73427-9. (€ 30,-.)

Geschichte lässt sich nicht durch Landesgrenzen beschränken. Das Gebiet Ostmitteleuropas in der Frühen Neuzeit war geprägt durch mannigfaltige Beziehungsgeflechte kultureller, wirtschaftlicher und politischer Art. Ein beachtenswertes Vorhaben, das diesem Umstand gerecht wird, haben das Haus der Bayerischen Geschichte und das Tschechische Nationalmuseum in Prag umgesetzt: eine gemeinsame Landesausstellung zum Thema „Barock“. Im besprochenen Werk liegt der Katalog dieses Projekts vor.

Dass eine solche Ausstellung kein einfaches Unterfangen gewesen sein kann, erschließt sich allein schon aus dem unterschiedlichen Umgang mit dem Phänomen „Barock“ in den Nationalgeschichtsschreibungen der beteiligten Länder. Während Bayern neben dem Haus Habsburg 1620 zu den Siegern der entscheidenden Schlacht am Weißen Berg gehörte, stellte diese für die böhmischen Stände eine fatale Niederlage dar, die in der tschechischen Nationalgeschichtsschreibung als Beginn der Unterwerfung durch die Habsburger gedeutet wurde. „Man musste sich schon zusammenraufen. Es gibt national unterschiedliche Herangehensweisen, auch unterschiedliche Tonalitäten in der Darstellung von Problemen“ (S. 13), schreibt Richard Loibl vom Haus der Bayerischen Geschichte im Vorwort. Den beteiligten Personen und Institutionen ist angesichts des Resultats zum Gelingen des Unternehmens zu gratulieren.

Der Katalog gliedert sich in die Abschnitte „Einleitung“, „Essays“, „Katalog“ und „Anhang“. Die Einleitung besteht aus zwei Beiträgen. Die wirtschaftlichen Verbindungen zwischen Bayern und Böhmen – kurz: „Korn gegen Salz“ (S. 18) – erläutert Loibl, während Vít Vlnas die dynastischen Grundlagen im barocken Böhmen zwischen Habsburg und Wittelsbach beschreibt.

Die folgenden Essays beschäftigen sich vorrangig mit Barockarchitektur (Bernhard Schütz, Daniela Lunger-Štěrbová, Britta Kägler sowie Angelika Dreyer und Martin Mádl) und Denkmälern (am Beispiel der Mariensäulen, Damien Tricoire). Der

Bedeutung des höfischen Zeremoniells als Zurschaustellung des eigenen Rangs auch in Bezug auf die Konkurrenz der in (Ostmittel-)Europa agierenden Dynastien sowie der Rolle der Kunst als Teil der Repräsentation von Herrschaft und Ausübung politischer Macht widmet sich Jiří Hrbek. Allen Beiträgen ist gemeinsam, dass sie für ein breites, interessantes Publikum geschrieben sind und dabei aktuelle Konzepte (u. a. Symbolische Repräsentation, Geschlechtergeschichte) sowie Ergebnisse der Forschung vermitteln. Besonders hilfreich für die Leserinnen und Leser ist dabei ein Glossar im Anhang, das Fachbegriffe aus der Kunstgeschichte wie auch der Geschichtswissenschaft aufschlüsselt.

Die Beiträge zur Barockarchitektur waren für die Rezensentin, deren Hauptbetätigungsfeld die Geschichtswissenschaft ist, gewinnbringend zu lesen. Lediglich der Beitrag von Schütz zur Barockarchitektur blieb aufgrund des Fehlens von Gliederung und Bildern für die fachfremde Leserin abstrakt. Lunger-Štěrbová bietet mit ihrem wunderbar illustrierten Beitrag einen quellennahen Einblick in die Wissensgeschichte der Architektur. Kägler begreift die architektonisch gestaltete Barocklandschaft auch als sozialen Raum, der Interaktionen von Bauherren, Architekten und Klöstern sowie Wechselwirkungen von Religion, Kunst und Wirtschaft umfasst habe. Dreyer und Mádl zeigen am Beispiel barocker Deckenmalerei Ausbildung, Wege und Kontakte der ausführenden Künstler und gehen dabei auch auf die Rolle von Frauen ein. So unterstützte Maria Theresia Asam ihren Ehemann Georg bei den Ausführungen im Schloss Schönach (S. 75) und die Malerin und Staffiererin Salome Asam arbeitete bei einigen Projekten mit ihren berühmten Brüdern Cosmas Damian und Egid Quirin zusammen (S. 78).

Geschichte kann dabei helfen, die eigene Gegenwart zu verstehen. In besonderem Ausmaß trägt zu diesem Verständnis und dessen Vermittlung Tricoires Beitrag bei. Er befasst sich mit dem unterschiedlichen erinnerungspolitischen Umgang und den verschiedenen Ausdeutungen der beiden äußerlich doch so ähnlichen Mariensäulen in München und Prag zwischen touristischem Fotomotiv und Symbol religiöser Intoleranz.

Der Katalogteil besticht durch die geglückte Wahl der Objekte und die hohe Qualität der Abbildungen. Vom Stab des legendenumwobenen Karmelitermönchs Domenicus a Jesu Maria (S. 99–101) über filigrane Klosterarbeiten, die – wie das Beispiel im Katalog (S. 128) – auch von Männern hergestellt wurden, bis hin zu Werkzeugen aus dem Architekturalltag (etwa die Kopie eines Proportionszirkels, S. 178 f.) und aus Rinderknochen gedrechselten Flohfallen (S. 222), die unter der Kleidung getragen wurden, zeigen die Objekte die Vielfalt des Phänomens „Barock“ in Bayern und Böhmen. Auch wenn die vielen Unterschiede und Differenzen zwischen den beiden Ländern bei der Lektüre und Durchsicht der (Kunst-)Gegenstände deutlich werden, so gelingt es doch, im Epilog des Katalogteils mit Objekten zur Verehrung des gemeinsamen Landespatrons Johannes Nepomuk auch die Verbundenheit in der religiösen Praxis auszudrücken.

Wien

Sabine Miesgang

Aleksander Łupienko: W stronę systemu. Infrastruktura dziesiętnosowiecznego miasta na przykładzie Galicji. [Auf dem Weg hin zu einem System. Städtische Infrastruktur im 19. Jahrhundert am Beispiel Galiziens.] Księży Młyn Dom Wydawniczy. Łódź 2021. S. 345, Ill. ISBN 978-83-7729-668-4. (PLN 69,90.)

Das „System“ im Titel dieser Studie von Aleksander Łupienko bezieht sich auf das Netz, das die Einzelelemente der technischen Infrastruktur in Städten miteinander verbindet und vereinheitlicht. Berücksichtigt werden Wasserversorgung, Abfall- und Abwasserentsorgung, Gas- und Stromversorgung, Straßenverkehr und behördliches Management. Dazu wurden diese einzelnen Dienstleistungen miteinander zu einem sich gegenseitig bedingenden System verbunden („Palimpsest“, S. 285). Der Vf. betrachtet die Infrastruktur als „städtische Version der Industrialisierung“, da es um die Erbringung von Kommunalleistungen gegangen sei (S. 17). Nicht nur die beiden Metropolen Galiziens, Lemberg und Krakau, sondern auch die Mittelstädte sind dabei für L. von Interesse. Das aufwendig

illustrierte Buch wertet für die Analyse die vorhandene Literatur sowie die Fach- und Tagespresse umfassend aus, ist sehr gut durchdacht und äußerst informativ. Die Analyse selbst bildet in ihrem Aufbau ein „System“, indem der Autor bereits vorliegende Einzelstudien anderer Autoren aus den zurückliegenden Jahrzehnten und Epochen zu einer systematischen Untersuchung zusammenführt. Ł. versteht sein Werk als einen ersten umfassenden Versuch, sich dem Thema zu nähern (S. 25).

Der Weg der technischen Innovationen führte vom Westen über Mitteleuropa und Kongresspolen nach Galizien. Der Vergleich zwischen Kongresspolen und Galizien ist besonders hervorzuheben, da die Errungenschaften beider Teilungsgebiete in der Forschung zwar oft erwähnt, aber selten zusammengeführt wurden (z. B. Warschau als Vorbild für die Einführung der Wasserversorgung, S. 56). In diesem Zusammenhang wirft der Vf. die wichtige Frage auf, ob die Existenz der autonomen Selbstverwaltung in Galizien tatsächlich die Einführung der technischen Infrastruktur in den Städten beschleunigte – ohne jedoch eine eindeutige Antwort zu geben (S. 268). Wesentlicher erscheint ihm das Wirken einzelner Persönlichkeiten, wie z. B. Stadtpräsident Sokrates Starynkiewicz in Warschau, die sich die Verbesserung der Kommunen zu ihrer höchstpersönlichen Aufgabe machten. Ł. weist darauf hin, dass der „Osten“ für einige wenige risikofreudige Unternehmen im „Westen“ durchaus attraktiv war, da sie große Gewinne witterten. Das eigentliche „System“ im Sinne des Vf. konnte sich aber erst entwickeln, als die Stadtverwaltungen den privaten Unternehmen die innovativen Anlagen abkauften und in Eigenregie betrieben, was eine breitere Verteilung und teilweise „Demokratisierung“ der Dienstleistungen ermöglichte (Kapitel „Munizipalisierung und kommunaler Sozialismus“, S. 264–267).

Gegen Ende der sog. Autonomie wurde die technische Modernisierung u. a. von solchen Fachleuten vorangetrieben, die an den galizischen Schulen ausgebildet worden waren. Der soziale Aufstieg dieser Berufsgruppe sowie ihr Engagement in den kommunalen Selbstverwaltungen werden anschaulich diskutiert.

Der Autor beschreibt, wie sich die Präferenzen der Stadtverwaltungen im Laufe der Zeit änderten: Zunächst ließen sie sich vom Prinzip äußerster Sparsamkeit leiten, bis gegen Ende des 19. Jh. die sog. Schuldenwirtschaft Einzug hielt. Mithilfe von Krediten und Darlehen wurden der Abkauf und der Ausbau einer modernen Infrastruktur ermöglicht, es entstanden geschlossene Ver- und Entsorgungssysteme. Zudem änderte sich die Finanz- und Planungspolitik der Städte: Die Verwaltungen wandten sich zunehmend von Steuereinnahmen (z. B. auf Branntwein) ab und versuchten stattdessen, kommunale Leistungen gewinnbringend zu verkaufen. Dies hing damit zusammen, dass Städte nicht mehr als Organismen, sondern als „große Infrastrukturkorporationen“ (S. 285) verstanden wurden. Klassenunterschiede blieben allerdings bestehen – die Infrastruktur erleichterte das Leben der Mittelschicht, die dafür bezahlen konnte; Arbeiter dagegen konnten sich z. B. Straßenbahnfahrten gar nicht erst leisten.

Mit seiner Systemanalyse reiht sich der Vf. in einen Forschungstrend ein, der Ostmitteleuropa nicht primär als Brennpunkt von Auseinandersetzungen um Nationalität, Ethnizität oder Nationsbildung versteht. Überspitzt formuliert könnte man sagen, dass die Zeitungslektüre zwar zur Bildung einer imaginären (nationalen) Gemeinschaft beitrug, dass es aber gleichzeitig eine reale und nicht minder wichtige Gemeinschaft der Konsumenten städtischer Versorgungssysteme („myślenie wspólnotowe“, S. 126) gab. Ł. widersetzt sich dem Erklärungsmuster, Galizien als Opfer der Wiener Wirtschaftspolitik, internationaler Kartelle und egoistischer Landespolitik zu sehen, und betont vielmehr, dass sich dieser Landesteil einer langen, die Modernisierung begünstigenden Stabilität erfreut habe (S. 286). Meinem Eindruck nach steht dieses Buch stellvertretend für eine zunehmende Ermüdung des bisherigen „nationalen“ Ansatzes und verweist auf neue Forschungsfelder und Interpretationsmöglichkeiten in dieser Region.

Zu kritisieren gibt es nur einige Kleinigkeiten. Es wird wenig darüber gesprochen, dass das Überangebot an billigen Arbeitskräften, in diesem Fall an Dienstmädchen, die Modernisierung der Infrastruktur verzögern konnte. Wenig nur schreibt Ł. über die Zusammen-

arbeit zwischen Galizien und den benachbarten Kronländern, z. B. Ungarn. Die häufige Erwähnung der Budapester Firma Ganz (S. 162, 168, 182, 221, 229) deutet darauf hin, dass hier eine vielversprechende Spur vorgelegen hätte.

Ich empfehle dieses sehr gut geschriebene Buch allen Personen, die sich mit der Technik-, Stadt- oder Modernisierungsgeschichte sowie dem städtischen Elitenwandel und Management beschäftigen. Doch auch allgemein an den galizischen Städten interessierte Leser kommen bei der Lektüre auf ihre Kosten.

Dresden

Hanna Kozińska-Witt

John E. Fahey: Przemysł, Poland. A Multiethnic City during and after a Fortress, 1867–1939. (Central European Studies.) Purdue University Press. West Lafayette 2023. XIV, 210 S., Ill. ISBN 978-1-61249-809-6. (\$ 54,99.)

Seit der Eskalation des russisch-ukrainischen Krieges im Februar 2022 drängen militärische Fragen in allen westlichen Ländern vermehrt auf die Tagesordnung. Es wurde offensichtlich, dass Freiheit nicht zum Nulltarif zu haben ist und eine friedliche Ordnung sich immer auch mit ihrer militärischen Schattenseite auseinandersetzen muss. Diese hochaktuellen Themen sind nicht neu, wie John E. Fahey in seiner hier zu rezensierenden Monografie zeigt.

In seiner Fallstudie zur ehemaligen österreichisch-ungarischen Festungsstadt Przemysł analysiert F. Aushandlungsprozesse zwischen zivilen und militärischen Akteur:innen. Er zeichnet wesentliche Entwicklungslinien über die Zäsur des Ersten Weltkriegs und den Zusammenbruch der staatlichen Ordnung hinaus nach und ermöglicht Einblicke in die verschiedenen Phasen der interethnischen Auseinandersetzungen in der Stadt und der in der Zwischenkriegszeit zwischen Ukrainer:innen und Pol:innen umkämpften ehemaligen habsburgischen Provinz Galizien. Seine grundlegende These lautet, dass die Übermacht des habsburgischen Militärs die Konflikte innerhalb der Stadt unterdrückt habe. Mit der Aufgabe des Festungsstatus im Ersten Weltkrieg und der damit verbundenen Reduzierung der militärischen Präsenz seien diese dann aufgebrochen.

F. geht in seiner Analyse chronologisch vor. Er beginnt mit der Planungsgeschichte der Festung und nutzt diese, um den zentralstaatlichen Blick auf die Stadt nachzuzeichnen. Im zweiten Kapitel zoomt er gewissermaßen in die Stadt hinein, indem nun der Bau der Festungsanlagen vor Ort im Fokus steht. F. hebt die Interessensgegensätze zentralstaatlicher und lokaler Akteur:innen hervor, die sich im weiteren Verlauf der Ereignisse noch steigern sollten. Das folgende Kapitel konzentriert sich auf die Versuche der städtischen Bevölkerung, ihre eigenen Interessen gegen die dominierende Rolle des Militärs zu behaupten. Der Vf. testet hier gewissermaßen seine zweite These zur Militarisierung der Stadt, indem er anhand verschiedener Beispiele aufzeigt, wie lokale Akteur:innen versuchten, die Dominanz des Militärs herauszufordern oder zu unterminieren. Er kommt jedoch zu dem Ergebnis, dass das Militär letztlich immer die Oberhand behielt. Das vierte Kapitel ist ganz den Ereignissen des Ersten Weltkriegs gewidmet, die F. zufolge zur Zerstörung nicht nur der Festungswerke, sondern auch weiter Teile sowohl der materiellen als auch der immateriellen Aspekte der Stadt selbst geführt hätten. Ihm gelingt es, eindrucksvoll die erste und zweite Belagerung von Przemysł sowie das dortige Leben im weiteren Verlauf des Krieges wiederzugeben. Das, was schließlich von der Stadt nach dem Ersten Weltkrieg übriggeblieben war, diente im wieder gegründeten polnischen Staat nicht zuletzt als logistische Basis der Streitkräfte für den polnisch-ukrainischen Krieg, wie im fünften Kapitel beschrieben wird. Nun wurde aus einer multiethnischen vollends eine polnische Stadt.

Inhaltlich legt F. ein gelungenes Beispiel einer konzisen Stadtgeschichte im mitteleuropäischen Kontext vor. Durch die Kombination zentral- und kommunalpolitischer, stadtgesellschaftlicher, sozialer, wirtschaftlicher, kultureller und städtebaulicher Aspekte kann er die Komplexität des urbanen Kontextes im Detail nachzeichnen und so die mannigfachen Konfliktlinien in den Mikrokosmos „Festungsstadt“ einbetten. Diese Analysen

stellt er auf eine breite Quellenbasis hauptsächlich aus österreichischen und polnischen, aber auch aus ukrainischen und ungarischen Archiven. Nicht zuletzt gelingt es ihm, Pfadabhängigkeiten in der städtischen Entwicklung Przemyśls zu identifizieren und somit die Nachwirkungen von Institutionen und Strukturen der österreichisch-ungarischen Monarchie darzustellen.

Zu monieren ist die manchmal zu kurze synthetische Darstellung von Prozessen besonders in den ersten beiden Kapiteln. Der Blick auf F.s Dissertation von 2017,¹ aus der dieses Buch hervorgegangen ist, zeigt aber, dass sich der Autor auch mit diesen Teilen der Geschichte dezidiert auseinandergesetzt hat. Darüber hinaus wäre zuweilen eine genauere Auseinandersetzung sowohl mit Begriffen und Konzepten, wie etwa dem der Militarisierung, als auch mit ausgesuchten Quellen wünschenswert gewesen. Der analytische Blick wäre damit geschärft worden und das Erkenntnispotenzial des Buches hätte noch deutlicher hervortreten können. Zudem hätten sich so einige textliche Problemstellen offenbart, wie z. B. die als „Conclusion“ betitelten Kapitelenden, die oftmals weniger Schlussfolgerungen sind als Einleitungen des folgenden Kapitels.

Von diesen kleineren Schwächen abgesehen, hat F. ein sehr lesenswertes Buch vorgelegt, das zur Weiterbeschäftigung mit dem Thema anregt.

Cottbus

Frank Rochow

¹ JOHN E. FAHEY: *Bulwark of Empire. Imperial and Local Government in Przemyśl, Galicia (1867–1939)*, PhD Diss., Purdue University, 2017.

Maren Röger: Karten in die Moderne. Eine visuelle Geschichte des multiethnischen Grenzlandes Bukowina 1895–1918. (Visuelle Geschichtskultur, Bd. 20.) Sandstein. Dresden 2023. 200 S., 123 Ill. ISBN 978-3-95498-690-3. (€ 39,90.)

Dass die Postkarte als ein „Organ der Welterzeugung“ (Eva Tropper) betrachtet werden kann, beweist der Band zur visuellen Geschichte der Bukowina von Maren Röger, vormals Leiterin des Bukowina-Instituts der Universität Augsburg, inzwischen Direktorin des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) und Professorin für Geschichte des östlichen Europa/Ostmitteleuropa an der Universität Leipzig.

In der Forschung gelten die Jahre 1890 bis 1918 als „goldene Ära der Postkarten“ (S. 8). Die kleine Karte brachte die große Welt in die Wohnzimmer, Vitrinen- oder Küchenschränke der Haushalte und erfüllte dabei einen erzieherischen Zweck: Unbekannte Städte, Gegenden und Länder konnten anschaulich präsentiert und die prätentiose Reiseliteratur auf massenwirksame Bilder heruntergebrochen werden. Zudem war die Ansichtskarte ein willkommenes „Schmiermittel“ (S. 8) der Tourismusbranche – mit einem Bild und einigen wenigen Zeilen oder Grüßen konnte jeder Mensch zeigen, dass er an einem fernen schönen Ort zu Besuch war, und diesen zu einem Sehnsuchtsort für die anderen deklarieren. Indirekt empfahl die kleine Karte den Ort, den sie abbildete, und legte dem Empfänger nahe, irgendwann in der Zukunft eine Reise dorthin zu erwägen oder gar ins Auge zu fassen. Die Karte erwies sich demnach als dankbarer Werbeträger.

Seit dem ausgehenden 19. Jh. waren Massenmedien in aller Munde – und die Postkarte vor aller Augen. Durch ihre Visualität leistete sie eine massentaugliche Wissensvermittlung. Mit den unkomplizierten Vervielfältigungs- und Vertriebsmöglichkeiten kam sie – selbst in kleineren Städten am Rande der Habsburgermonarchie wie Czernowitz (Czerniwe, Cernăuți) in der Bukowina – gut an. Zur Jahrhundertwende zählte die Stadt weniger als 70 000 Einwohner, trotzdem gibt es – wie R. anschaulich vorführt – mehrere Hundert Postkartenmotive aus dieser Zeit. Das „Postkartenfieber“ (S. 7) hatte auch das östlichste Kronland der Monarchie erreicht. Da die anspruchsvollen Reiseführer, wie beispielsweise der *Baedeker*, der dem Kronland Bukowina in seiner Ausgabe zu Österreich-Ungarn von 1898 lediglich 16 von 530 Seiten widmete, die Region als „wenig bedeutend“ (S. 7) klassifizierten, wurde es für die Zeitungen aus der Bukowina ein großes

Anliegen, ihre Heimatgefilde via Postkarten bekannter zu machen. So warb die *Bukowiner Post* für „unser leider so wenig gekanntes, schönes Buchenland“ (S. 7), indem sie das Album mit 200 Postkarten des Verlegers Leon König aus dem Jahr 1899 vorstellte. Mit dieser neu aufgekommenen Hoffnung ging auch ein ökonomischer Mehrwert einher: Nicht nur Verleger, sondern auch Fotografen, Papier- und Schreibwarenhändler sowie Druckereien profitierten von der kleinen Karte. Gleichzeitig erkannte man mehr und mehr die Macht der Bilder und setzte sie auch medial geschickt und gewinnbringend ein. In vielerlei Hinsicht leistete die Postkarte einen erheblichen Beitrag zum Um- und Aufbruch in die Moderne.

Die spezifischen bukowinischen „Entwicklungen und Erzählungen“ (S. 10) präzise und bilderreich darzustellen, ist R.s großes Verdienst, zumal das östliche Europa – selbst wenn es um globale Trends geht – in der Forschung unterbelichtet ist. Über die Akteure der Bildmedienproduktion, wie etwa das Druck- und Verlagswesen an den östlichen Rändern des Habsburgerreiches, wussten wir bislang wenig. Diese Lücke schließt R., indem sie die Akteure, bei denen die verheißungsvolle Ware „Postkarte“ (damals „Correspondenzkarte“ genannt) entstand, in detail vorstellt. Die verschiedenen Medienproduzenten organisierten sich – um beispielsweise die Preisabsprachen durchzusetzen – in einem „Verband der Postkarten-Interessenten“ und gaben eine Verbandszeitung, die *Papier- und Schreibwarenzeitung*, heraus. Doch nicht nur die Akteure, sondern auch die jeweiligen Narrative sowie die Darstellungen der ethnischen Gruppen werden unter die Lupe genommen. Die Multiethnizität ist im östlichen Europa kein Sonderfall. Wenn es um Regionen der Habsburgermonarchie geht, sind Mehrsprachigkeit, Plurikulturalität und Multikonfessionalität der adäquate Leitaden – so auch im Fall der Bukowina.

„Das Habsburger Imperium kam auch da ins Bild, wo es endete“ (S. 74) – die Grußkarten von Angehörigen des Habsburger Militärs oder von Bahnbeamten, die an die Grenze zwischen Habsburgerreich und Russländischem Reich entsandt wurden, erzählen Geschichten der Menschen, die sich mit Grüßen an die daheimgebliebenen Bekannten, Verwandten und Vorgesetzten richten. Jede Postkarte bietet „Mikroeinblicke in den Alltag von Schichten, die üblicherweise wenige Egodokumente hinterlassen haben“ (S. 94). Das Leben sei in Czernowitz „ganz anderes als bei uns im Westen“, teilt Bertha mit (S. 94). Die Hauptstadt der Bukowina sei „fad wie überall in der Provinz“ (S. 94), informiert Leo und lässt die Regeln der Rechtschreibung – wie viele andere Postkarten-Schreibende – außen vor. Erna wird sehnsüchtig von ihrer Freundin erwartet, um deren Alltag zu erfrischen. Und ein Schüler einer Czernowitzer Schule fiebert den Ferien bei den Eltern auf dem Dorf entgegen. Dass es Musik- und Theaterveranstaltungen an verschiedenen Orten, dass es eine Universität, zahlreiche Buchhandlungen und Zeitungen in der Hauptstadt der Bukowina gab, scheint diesen Schreibenden entgangen zu sein.

Postkarten von Sakralbauten zeigen eindrücklich, dass den Menschen bis Mitte des 20. Jh. die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession wichtig war: So lobt ein polnischsprachiger Schreibender das Innere der römisch-katholischen Kirche in Czernowitz. Auch die zahlreichen Synagogen der Bukowina zählten zu beliebten Postkartenmotiven; sie wurden meist ohne Bezug auf das rege jüdische Leben sowie die nuancenreiche jüdische Kultur in der Region versandt. Auf diesen Karten ist kaum eine Spur von Antisemitismus auszumachen. Bei Postkartenmotiven mit Personen jedoch, die physiognomische Stereotype transportieren, verrät häufig auch ein „abwertender Text“ eine antisemitische Haltung, was den Schluss nahelegt: „Die Gebäude konnten als Teil des zivilisatorischen Fortschrittsdiskurses akzeptiert, sogar willkommen geheißen werden; die Menschen nicht.“ Letztere verfolgte in der Bukowina das Stigma des „als rückständig markierten Ostjuden“ (S. 154), das wenige Jahrzehnte später fatale Folgen zeitigen sollte.

Die Postkarte – „ein hochmodernes und beliebtes Massenkommunikationsmittel“ (S. 77) – erzählt Geschichten und Geschichte, sogar in Form von Leerstellen. War das Kronland Bukowina Randgebiet, so galt der südliche, rumänische Teil rund um Suceava als Peripherie der Peripherie. Anhand des Fehlens von Postkarten lässt sich ablesen, wie

wenig Interesse die Zentrale in Wien an der Region und ihrem Kulturerbe bekundete und wie sehr die Übernahme dieser östlichen Gegend ins Imperium allein militärstrategischen Zielen diene. Das Angebot der Czernowitzer Verleger zu den Sehenswürdigkeiten der „einst stolzen Fürstenstadt Suczawa“ (S. 74) und den moldauischen Klöstern war dürftig – einige wenige Motive des Geschäftsmanns König und des rumänischen Verlags Școala Română konnte die Vf. ausfindig machen.

Ob in Ost oder West – es sind immer dieselben „lieben Grüße“, die hin und her wandern: nichtssagend, doch einst für jene, die sie empfangen, von großer existenzieller Bedeutung: Sie zeugten davon, dass der Absender am Leben war. Im Ersten Weltkriegs sind europaweit rund 29 Milliarden Feldpostkarten verschickt worden (S. 165). Während das Bildmotiv einer Postkarte aus dieser Zeit meist propagandistischen Zwecken diene, drehen sich die hinzugefügten Kurztexte um Krankheiten und Verletzungen, um Not und Tod. Von der Front schreibt ein Soldat seinem Freund nach Czernowitz: „Lieber Freund! Ich mache Dir bekannt das ich lebe noch ...“ (S. 165). Die einzige Verbindung zwischen den Menschen und ihrer Heimat war im „Großen Krieg“ die kleine Karte: „Sprach der Text von Verwüstungen, zeigte die Bildseite die unversehrte Hauptsehenswürdigkeit der Stadt – ansprechend koloriert“ (S. 167). Auch diese Geschichten, die ein Zeugnis von Dissonanzen und Diskrepanzen ablegen, fasst R. in ihrem ansprechenden und anspruchsvollen Buch zusammen.

Potsdam

Ingeborg Szöllösi

Hans-Jürgen Bömelburg: Lodz. Geschichte einer multikulturellen Industriestadt im 20. Jahrhundert. Brill Schöningh. Paderborn 2022. VI, 502 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-506-79380-5. (€ 59,-)

Hans-Jürgen Bömelburg's study is a long-awaited monograph about a major Central European metropolis. Łódź, or Lodz as it is conventionally spelled in German and English, became a site of industrialization and multicultural interaction as well as Nazi genocide and communist reordering. The author weaves these strands together with considerable insight and faithfulness to the sources.

The book's main chapters are arranged according to period and theme. B. begins with a basic outline of the city's origins before and during the nineteenth century and then moves to the growing ethnic and social diversity prior to World War I. He applies the term "multiculturality" (*Multikulturalität*) to this diverse population, which is personified by its stereotypical inhabitant, the so-called *Lodzermensch*. Regarded by early twentieth-century critics as a symptom of denationalization, this "cosmopolitanism from below" is seen today as a positive role model for the European Union (pp. 4–5). Nonetheless, the chapters on World War I, the establishment of the Second Polish Republic, and the interwar period reveal increasing polarization in municipal life and politics, spurred especially by nationalism and antisemitism.

A good half of the book is devoted to World War II and its immediate aftermath. Here, B. underscores the radicality of Nazi plans and action to transform Lodz into Litzmannstadt—Germany's new name for the city in 1940—by framing the city as a locus of forced migrations. These include the 1941 deportation of thousands of Romani from the Burgenland to the so-called *Zigeunerlager* in the Lodz ghetto, where they suffered in horrendous conditions before being sent to the Chełmno/Kulmhof death camp. B. largely adheres to the narrative of wartime Lodz being in effect separated nationally into three cities (p. 197). The resulting equally long chapters focusing on Germans, Poles, and Jews allow for a fine parsing of how the city's population was separated, killed, or deported—and ultimately how they are remembered in different ways.

Yet the book's own division of the city into three populations risks replicating nationalist terminology and assumptions. For example, should *Volksdeutsche*, commonly translated as "ethnic Germans," be included in the same chapter as "Reich Germans" who moved

to the city during the occupation, or would it be epistemologically more valuable to have them included in a discussion of the Polish population? After all, most *Volksdeutsche* in the Lodz region had grown up in the Russian Empire or Second Polish Republic, and many had only a weak command of German. As other scholars have argued, ostensibly German communities abroad should not be viewed only or even primarily through a German national lens.¹ Because collaborators are often counted as German, reconsidering *Volksdeutsche* through their Polishness could open new perspectives on local complicity in the Holocaust.

Overall, B.'s study addresses the question of Polish involvement in the Holocaust rather tangentially. In explaining the Polish attitude toward Jews during the Holocaust, the author provides a range of opinions on Jews and antisemitism. He focuses on the weakness of the underground resistance in the Lodz region, the lack of Polish participation in the German terror against Jews in the fall of 1939, and the overall "passivity" of Poles vis-a-vis Jews in the ghetto (p. 254). When surviving Jews returned to Lodz, there was no post-war pogrom, but the city became increasingly less safe. This situation fostered the flight of Jews from the city that lasted from the summer of 1946 through 1950.

Nonetheless, the study could have explored more how the Polish population behaved as it was becoming the demographic majority of the city despite—or because of—Germanization policies. B. provides some hints, noting for example that up to 40 percent of housing in post-war Lodz had once belonged to Jewish owners, and this may have fostered Polish hostility toward returning Jews (p. 327). Here, this reviewer would have appreciated more insight into how ordinary Poles, themselves victimized, justified the persecution of their Jewish neighbors during the war and after.

B. devotes more attention to Reich and ethnic German experiences at the end of the war. He comments on the hardships they endured, including the deportations in the late 1940s, and he follows some notable Lodzers who were active in expellee political and cultural organizations in West Germany. But how did everyday expellees from Lodz take advantage of assistance programs in the Federal Republic of Germany, including the "burden equalization" (*Lastenausgleich*) law from 1952 that gave restitution for lost property? These transnational questions of property and reparations deserve to be included in the history of Lodz as well.

Two chapters cover the consolidation and disintegration of communist rule in the city: one until 1956 and the other continuing to 1989. These chapters encompass episodes centered on milestones in the city, including the building of the university, where B. relies on the work of Agata Zysiak. In the "anti-Zionist" campaign during the political crisis of 1968, he poses the question of how Lodz's multicultural background could have produced the antisemitism of communist leaders like Mieczysław Moczar. B. also follows the development of the film industry across the two chapters and includes Andrzej Wajda's 1977 adaptation of Władysław Reymont's "The Promised Land" (*Ziemia Obiecana*). Although some scholars such as Omer Bartov have noted that the movie repeats antisemitic tropes present in the original work, B. argues that the figure of Moryc Welt is portrayed in the film with greater nuance (pp. 373–374).

The author highlights how women shaped the city's history, particularly in the postwar period. He notes that there were 20 percent more women than men in the city's population in 1955 (p. 356), and they made up almost two-thirds of the textile workers (p. 370). A former textile worker, Michalina Tatarkówna-Majkowska, rose in the 1950s to become the first secretary of the Lodz committee of the Communist Party. Despite her stature in Lodz city politics, she is covered only briefly in two paragraphs in the book. B. provides greater detail about the role of women in labor revolts. Worsening factory conditions led to strikes

¹ For an excellent discussion of many of these works, see: H. GLENN PENNY, STEFAN RINKE: Germans Abroad: Respatializing Historical Narrative, in: *Geschichte und Gesellschaft* 41 (2015), 2: Rethinking Germans Abroad, pp. 173–196.

in Łódź's textile factories and succeeded in forcing the government to rescind planned price increases—just months after the better-known shipyard strikes that were bloodily suppressed at the end of 1970. Yet the largely female textile workforce remained markedly underrepresented in the later Solidarity movement in Łódź.

After 1989, the economic transformation once again hit women disproportionately hard. B. notes how such achievements by women workers have been elided in the city's popular memory. To this day, the city's public memory glorifies swashbuckling male entrepreneurs, most symbolically in the "Monument to the Three Industrialists" (Henryk Grohman, Izrael Poznański, and Karol Scheibler) on Łódź's main thoroughfare, Piotrkowska Street. While his coverage of the role of women is commendable, B. could have taken the time to examine other blank spots. For example, Łódź's post-communist rediscovery of itself as the "city of four cultures" does not intersect with the reality of new ethnic groups that have recently arrived in the city. In the 2000s, Vietnamese-run food stalls populated the grounds of the shuttered Ramisch factory in the center of town, but this "Chinatown" was evacuated in 2009 to make space for "OFF Piotrkowska Center"—an originally edgy commercial development that, with its (Western) European cachet, could easily be at home in Berlin or Manchester. Whether Muslim minorities and the increasing number of Ukrainians can find their own niche in the kind of multiculturalism being marketed in Łódź today remains to be seen.

A stronger editorial hand could have avoided some errors and confusion. For example, varying statistics for the later postwar Jewish population were given without dates or specific citations (pp. 354, 364), and there are some inconsistencies with names: Władysław Gomułka is introduced twice as Wiesław (pp. 351, 362), without any indication that this was a pseudonym. Mieczysław Moczar appears as Zbigniew (p. 342), and Jerzy Kropiwnicki is listed as Grzegorz in the index (p. 497).

B.'s study is a powerful overview that synthesizes the wealth of new scholarship on Łódź while incorporating insights from his own archival research. Throughout the book, he extensively cites from German, Jewish, and Polish documents and historians. The voices from Polish sources especially are assiduously reproduced in the original in the footnotes—a boon to every historian working on this fascinating city.

Milwaukee, WI

Winson Chu

Joshua D. Zimmerman: Józef Piłsudski. Founding Father of Modern Poland. Harvard University Press. Cambridge – London 2022. XVI, 623 S., III. ISBN 978-0-674-98427-1. (€ 31,95.)

A legend in his own time and symbol of Poland's rebirth in 1918, Józef Piłsudski (1867–1935) is largely unknown today outside of Poland. Joshua Zimmerman intends to change that with his new full-length biography in which he investigates "Piłsudski's dual legacy of authoritarianism and pluralism" (p. 15). Was it the liberal, parliamentary, multinational democracy with an American-style presidency that Piłsudski envisioned and, according to Z., never abandoned? Or an authoritarian state with a parliament purged of opponents and elections conducted in an atmosphere of intimidation?

What distinguishes this biography from its predecessors is its attention to Piłsudski's personal life. Some details may seem extraneous, but there are also illuminating nuggets here, for example, in Piłsudski's relationship with his elder brother Bronisław, and, more so, with his impractical and reckless father. Evidence of early rivalry with Roman Dmowski, his future political nemesis, over the favors of a fellow participant in a small socialist circle in 1892 is also intriguing.

Piłsudski revered his mother who instilled in her offspring a strong sense of and commitment to Poland's romantic and messianic mission. Unsurprisingly, he loathed his teenage academic experience at the Russified Vilna gymnasium, a forge of more than one Polish revolutionary. Piłsudski then enrolled in Kharkov University's medical school,

where he became engaged in clandestine student politics and was arrested twice. Denied transfer to the University of Dorpat, Piłsudski founded a circle of socialist youth among his former gymnasium classmates in Vilna. Peripherally connected through one of Bronisław's acquaintances to the People's Will conspiracy to assassinate Tsar Aleksander II, Piłsudski was arrested and sentenced to five years of Siberian exile.

On his way to the Lena River island of Kirensk, Piłsudski's participation in a prison rebellion in Irkutsk resulted in a beating by soldiers and six months of imprisonment. Thereafter, Piłsudski lived in relative comfort for 30 months, fell in love and cohabited with a fellow exile, and became acquainted with representatives of two generations of Polish insurrectionary and socialist leaders who exerted a lasting influence. He completed the second half of his exile in the mountain village of Tunka near the border with China; his boredom broken only by concern for his family's material well-being and the tutoring of children of fellow exiles.

Upon returning in 1892 to Vilna, he immediately became involved in conspiratorial work for an emerging Polish Socialist Party (PPS) whose first program demanded the breakup of the Russian Empire and the establishment of an independent, multinational federal Polish republic within pre-partition borders. At this point, the PPS was mainly an organization of socialists abroad, but from the time Piłsudski began to serve as the Vilna correspondent of the London-based *Przedświt* (The Dawn), his rise to party leadership was nothing less than meteoric. Piłsudski's most significant achievement of these years was the establishment of the monthly *Robotnik* (The Worker) in 1894, which became the most influential socialist publication in Polish history. Arrests in that year of fellow members of the PPS Central Workers Committee thrust Piłsudski into the role of de facto party leader, and from that time until his own arrest in 1900, he was largely preoccupied with the refusal of Lithuanian and Jewish socialist parties to accept the authority of the PPS "on Polish lands" and its federalist program.

Following his escape in 1901 from a mental institution, where he landed after feigning psychiatric illness while awaiting his sentence in the Warsaw Citadel, Piłsudski's stance on organizing socialists in Poland and Lithuania into one party became even more insistent. These tactics, conducted in "a spirit of conquest" (p. 139) according to an internal party critic, betrayed Piłsudski's view of Jews and Lithuanians in general, and indeed socialism itself, as instruments to achieve the restoration of the Polish-Lithuanian Commonwealth in a modern federalist form. Piłsudski's stubborn adherence to the original party program led to what would become irreparable divisions in a PPS that was changing in age and composition. Increasingly challenged by the party's Young faction, Piłsudski's ability to assert his will began to wane already before the outbreak of the Russo-Japanese War, which he saw as an opportunity to transform the party into an organization armed for insurrection against Russia's imperial presence, while his "Young" opponents sought to capitalize on anti-war demonstrations to ignite a socialist revolution.

This uneasy coexistence was perhaps best expressed in the "armed demonstration" from 14 November 1904 on Warsaw's Grzybowski Square, in which fighters from Piłsudski's newly created Combat Organization embedded themselves in an anti-war protest which occurred simultaneously with a Catholic Mass inside the All Saints parish church. Celebrated in Piłsudski lore as well as by Z. as the first armed action against Russian rule since 1863, the exchange of fire between PPS fighters and Russian police resulted in deaths, injuries, and mass arrests. Thereafter, Piłsudski's focus shifted to preparing a cadre of soldiers for a future army, funded by unauthorized attacks on Russian state institutions and their resources. Piłsudski's refusal to subordinate the Combat Organization to the party's central committee would ultimately lead to the split of the PPS at the end of 1906.

One of Piłsudski's main childhood heroes was Napoleon, and while his turn toward a Bonapartist-style authoritarianism lay in the future, its seeds were sown in the last decade before the outbreak of the First World War and not, as Z. would have it, in the "economic and political chaos that befell Poland in 1918–1926." His argument that Piłsudski re-

mained steadfast in his “faith in the democratic ideal or in democratic government” and “did not become a foe of the very institutions he worked to build” (p. 491) is unconvincing. Ever the conspirator, Piłsudski plotted against a PPS whose leadership increasingly reflected the democratized organization it had become during the 1905 revolution, just as he would conspire to overthrow interwar Poland’s freely elected parliamentary majority backed by his former comrade President Stanisław Wojciechowski in 1926. Four years after his bloody military coup, Piłsudski would order the arrests and internment of opposition leaders who decried his emerging dictatorship.

In the meantime, the Piłsudski legend owed much to the twists and turns of World War I which seemed to place him in the right spots at the right time, as a successful military leader, as a prisoner in the Magdeburg Fortress after he clashed with German occupation authorities who claimed authority over an envisioned Polish Army, and as the Germans’ only real alternative for securing an orderly and peaceful transfer of power in Warsaw at war’s end. His successful negotiations with the Germans were then followed by his main achievement, the rapid creation of state institutions and guidance of the country to democratic parliamentary elections in 1919.

That he nearly threw it all away in the Polish-Soviet War of 1919/20 is another matter. Z. rightly credits Piłsudski with the plan for a successful surprise Polish counterattack in the rear of Soviet forces preparing to besiege Warsaw in August 1920, thereby transforming his image from reckless military adventurist to brilliant strategist overnight. Before the Battle of Warsaw, Piłsudski’s Napoleonic complex had led him to view his army as liberators of the peoples of the Polish-Russian borderlands who would see it in their best interest to join a Polish-sponsored federation of independent states. The Lithuanians would have none of it and the Ukrainians, whose desire for a state to include East Galicia had earlier led to war with Polish forces, accepted Polish military support as their only hope to recapture Kyiv from the Bolsheviks. The Polish army which briefly held Kyiv was hardly a disciplined force and engaged in anti-Jewish pogroms in both advance and retreat.

That Piłsudski failed to denounce these pogroms and approved the internment of thousands of Jewish officers and soldiers from his own army were black spots on his later reputation as a friend and protector of Poland’s Jews. His loathing of Dmowski’s openly antisemitic National Democrats and blocking of proposed anti-Jewish legislation, however, led Jews to genuinely mourn his death in 1935. Piłsudski’s own, more subtle antisemitism, evident already in the stereotypical language used to refer to Jewish socialists in Vilna in the 1890s, is a bit too easily dismissed by Z. as a cultural product of his provincial noble background.

On 11 November 2023, Jarosław Kaczyński, leader of Poland’s Law and Justice party (PiS), addressed a crowd of supporters gathered in Warsaw’s Piłsudski Square on the anniversary of Poland’s rebirth in 1918. Kaczyński has long declared Piłsudski his hero and often invokes the Marshal’s name and legacy to justify his own actions. Kaczyński’s opponents argue that Piłsudski would turn over in his grave at the very thought of such a political descendant. That Piłsudski’s mixed legacy allows both sides to cherry-pick from it is not surprising. Yes, Piłsudski was a “founding father” of modern Poland, but of what Poland? That question remains unanswered in Z.’s biography, which despite its stated quest for balance, cannot seem to emancipate itself entirely from the legend.

Morgantown, WV

Robert Blobaum

Roman Dmowski: Schriften. Quellentexte zum polnischen Nationalismus. Übersetzt und hrsg. von Martin Faber. Brill Schöningh. Paderborn 2023. 390 S. ISBN 978-3-506-70291-3. (€ 59,-) 06.11.23

Den polnischen Nationalismus aus der Vorstellungswelt seiner wesentlichen Protagonisten zu erschließen, hat die internationale Forschung lange Zeit vor eine große Herausforderung gestellt. Neben zumeist polnischsprachigen Spezialstudien zum „politischen Denken“ (*myśl polityczna*) dominierte eine Sekundärliteratur, die häufig den Interpretationsbedarfen der jeweiligen politisch-weltanschaulichen Anhängerschaft entsprang. Höchst verdienstvoll ist es daher, dass der Freiburger Osteuropa- und Ideenhistoriker Martin Faber eine Auswahl von Roman Dmowskis Schriften erstmals und in eigener Übersetzung in deutscher Sprache vorlegt.

Die Einleitung ist mit 44 Seiten recht umfangreich geraten, allerdings ist zu bedauern, dass nicht näher auf den Forschungsstand eingegangen wird. Stattdessen wird über größere Strecken eine biografische Nacherzählung geboten, die nahezu ohne Fußnoten auskommt. Vier Schriften des nationaldemokratischen Politikers hat F. ausgewählt: „Gedanken eines modernen Polen“ (1903), „Deutschland, Russland und die polnische Frage“ (1908), „Kirche, Nation und Staat“ (1927) sowie „Der Hitlerismus als nationale Bewegung“ (1932).

Die „Gedanken eines modernen Polen“ beginnen wie ein Glaubensbekenntnis und definieren Patriotismus als „moralische Erziehung des Einzelnen zur Gesellschaft“ (S. 49). Diesem „wahren“ Patriotismus (S. 53) stehen vermeintliche Defizite wie die „Passivität“ der polnischen Gesellschaft (S. 74) gegenüber. Als zentrale Feindbilder fungieren der konservative Adel und die Juden. Insgesamt zeigt sich D. aber optimistisch und beschwört Polen als eine „junge Gesellschaft, die sich erst emporzuarbeiten und auf das Feld des internationalen Wettbewerbs zu drängen beginnt“ (S. 100), und deren politische „Wiedergeburt“ (S. 112) bevorstehe.

„Deutschland, Russland und die polnische Frage“ ist sowohl vom Umfang her als auch in der analytischen Durchdringung das gehaltvollste Werk. D. widmet sich darin vor allem den ihm am besten vertrauten Verhältnissen in Russland und der russischen Herrschaft in Polen; dennoch blieb die Politik Deutschlands für ihn ein Schlüsselfaktor, unterstellt er doch einen starken deutschen Einfluss auf Russland und sieht dort eine künftige „deutsche Interessensphäre“ (S. 245). Das polnische Verhältnis zur Ukraine und zu Litauen streift er nur, hingegen zeigt sich ein obsessiver Antisemitismus in einem Kapitel zur „jüdischen Frage“. D. nahm die Weltpolitik als einen Kampf zwischen Nationen wahr. Weit gespannt beschreibt er die zeitgenössischen Beziehungen zwischen Deutschland, England, Frankreich, Österreich und Russland, wobei eigene Auslandserfahrungen in die Wertungen einfließen. Daher ist F. zuzustimmen, dass dieses Werk eine wichtige Quelle zu der Frage darstellt, „wie europäische Intellektuelle in der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg die internationale Lage beurteilten“ (S. 4).

Stand D. in den beiden Jahrzehnten nach 1900 auf dem Höhepunkt seines Wirkens, so büßten seine nach dem Ersten Weltkrieg veröffentlichten Schriften an Substanz ein und zeigten einen Hang zu Verschwörungstheorien. In „Kirche, Nation und Staat“ arbeitet sich D. am Freimaurertum ab, das er vor allem in angelsächsischen Ländern ausmacht, und postuliert einen Kampf zwischen den protestantischen und den katholischen Nationen, wobei die Überlegenheit der Ersteren durch Frankreich, Italien und Polen herausgefordert werde. D. offenbart hier ein ausgesprochen instrumentelles Verhältnis zur katholischen Konfession, zitiert weder Bibel noch Glaubenslehren und vertieft sich auch nicht in rechtliche Überlegungen zum Verhältnis von Staat und Kirche.

„Der Hitlerismus als nationale Bewegung“ zeigt besonders gravierende Fehleinschätzungen. D. attestiert dem Hitlerismus darin moralisch-sittliche Schwächen und eine geheim gehaltene Zusammenarbeit mit der Freimaurerei. Vollends den Blick verstellte sein Antisemitismus. Die Juden seien die „Avantgarde des Deutschtums in den polnischen Gebieten“ (S. 375). Daher gelte für eine neuerliche Verschiebung der Ostgrenze: „Wenn man die preußische Politik im Osten weiterführen will, dann muss man zusammen mit den

Juden marschieren, anders ist es nicht möglich. Wenn man aber mit den Juden gegen Polen marschiert, dann ist es schwierig, diese Juden in Deutschland zu vernichten“ (S. 376). Zutreffend bemerkt F. in der Einleitung, dass solche Ideen angesichts der deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg kaum länger Bestand gehabt hätten.

In jedem Fall präsentiert der vorliegende Band durch die kluge Textauswahl und sorgfältige Übersetzung Roman Dmowski deutlich in seiner Zeitgebundenheit als historische Figur und somit als einen für das 21. Jh. untuglichen politischen Vordenker.

Dresden

Stephanie Zloch

Variations and Transformations of Childhood in the Bohemian Lands and Slovakia.

Hrsg. Von Frank Henschel, Jan Randák, Martina Winkler und Gabriela Dudeková Kováčová. (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, Bd. 42.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2023. 230 S. ISBN 978-3-525-37318-7. (€ 50,-.)

Introducing this collection of essays from the 2019 Proceedings of the Annual Conference of Collegium Carolinum, Frank Henschel and Martina Winkler assert that the history of childhood has recently advanced from being a “small and frequently marginalized area of research” (p. 1) to garnering more general recognition by historians. This is surely right. It was by convention launched in 1960 with the publication of Philippe Ariès’s *L’Enfant et la vie familiale sous l’Ancien Régime* (published in English as *Centuries of Childhood* in 1962). The book initially failed to attract much attention, but it and its subject matter gradually gained momentum among historians during the late twentieth and early twenty-first centuries, eventually moving on from its origins in case studies drawn from Western Europe and North America to a more global perspective.

At the same time, while acknowledging that the history of childhood has become a rich and fruitful field of research, Henschel and Winkler make clear that their aim is to build on this body of work with new areas and fresh questions. The book does indeed engage with such issues as children’s experience of living through the total wars of the twentieth century, in this case in Bohemia and Hungary during World War I, and of coping with daily life in institutions such as orphanages and special schools for children described at the time as “mentally weaker.” It must be said that these are topics that have certainly not been ignored by historians in this field, but there remains plenty of scope for new additions such as these.

The introduction, with the title “Variations and Transformations of Childhood in the Bohemian Lands and Slovakia,” acknowledges that East Central Europe is usually missing from general surveys, theoretical debates, and edited volumes on the history of childhood. At the same time, it suggests that a closer look reveals a number of detailed and highly readable studies in this field, citing histories of ideas on child-rearing, child labor, and schooling (though it should be added that many of these appeared in foreign languages). Overall, the extensive footnotes in this chapter will doubtless be a great asset for both specialists and non-specialists in the area seeking further reading, even those limited to English-language material. Its concluding section usefully emphasizes the ambivalences of childhood, relating, among other things, to concepts of the future and nostalgia and of discipline and freedom.

The rest of the chapters in the book range widely over some of the main themes in the history of childhood and children applied to East and Central Europe. The main contribution to the history of childhood, understood as the cultural dimension of the topic, comes from Maria-Lena Faßig, with her chapter entitled “Other Childhoods: Constructions of Childhood and Childishness of the Roma Minority in Popular Periodicals of Socialist Czechoslovakia between 1948 and 1968.” The history of children is covered in chapters on family and childcare, schooling, and the impact of warfare. These include “The Provision for Education of Children in Orphanages in the Kingdom of Hungary during the Early Period of Their Existence (1750–1850),” by Ingrid Kušnieráková. It contributes to a

substantial literature already in existence on this type of institution in Europe, based on the extensive documentation they have tended to leave in public and private archives.

The editor Gabriela Dúdková Kováčová provides a chapter on the experience of children in Bohemia and Hungary during World War I, again adding an interesting dimension to a subject popular with historians. She focuses on the concept of “war culture” and its role in the mobilization of the population in support of the war regime. This draws on the fashionable notion of childhood as a cultural construct, varying according to its context, providing the framework for a study of war propaganda targeting young people in the Habsburg lands. There follows a study of childcare in the family during the 1920s and 1930s in Slovakia, fetchingly entitled “Then the Bell Rang and the Nanny Was Allowed to Enter.” It forms part of a broader ethnographic study of the rural and urban populations, which is necessary because a largely illiterate population was incapable of providing ego documents such as the peasant autobiographies available in parts of Western Europe. The authors, Marta Botíková and Ľubica Voľanská, refer to “deep ethnographic interviews” (p. 77) conducted as part of their research into childcare in the family and household. What emerges, above all, is the contrast in childcare practice between rural and urban populations, notably with the reliance in urban middle-class families on young women from the countryside looking after their children as nannies.

Mirek Němec’s “Children of the Socialist Paradise: Images of Children and Youth in Opposition and Exile Circles (Kundera, Kryl, Wegner)” explores the fierce criticism of communist propaganda in Czechoslovakia from the Right. The other chapters in Czech history that can only be mentioned in passing are Jan Randák’s study of special school pupils under the communist dictatorship, Martin Pácha’s examination of the struggle between the communist state and the Catholic Church for the soul of the child, and Henschel’s account of adoption and child welfare policies under the socialist regime.

In conclusion, let it be noted that every chapter is clearly expressed and well documented. The upshot is a varied collection of essays that are all detailed accounts that will particularly appeal to specialists in the history of the area in question. Taken together, they provide both a top-down and a bottom-up view of childhood in this part of the world and some sense of changes over time in the modern period.

Nottingham

Colin Heywood

Michael R. Cude: The Slovak Question. A Transatlantic Perspective 1914–1948. University of Pittsburgh Press. Pittsburgh 2022. X, 288 S. ISBN 978-0-8229-4702-8. (\$ 50,—)

Michael R. Cude widmet sich in seinem Buch der Slowakischen Frage in einer transatlantischen Perspektive, die in seiner Interpretation zwei Bedeutungen hat: erstens als Einstellung der amerikanischen Slowaken zu den Ereignissen sowie der nationalen, politischen und kulturellen Situation in Mitteleuropa – insbesondere zur Situation in Ungarn und der Tschechoslowakischen Republik, wo ethnische Slowaken lebten; zweitens als Widerspiegelung der Slowakischen Frage in den Verlautbarungen offizieller Stellen in den USA (Präsident, Außenministerium, Diplomaten). Dieser zweite Abschnitt, der auf Archivdokumenten basiert, stellt den wertvollsten Teil der Veröffentlichung dar. Die zitierten Dokumente zeigen, dass die amerikanische Politik sich bis 1918 nicht allzu sehr für die komplexe Situation in Mitteleuropa interessierte und erst nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik begann, die Existenz der slowakischen Frage in ihre Überlegungen einzubeziehen. Und selbst dann waren die ihnen zur Verfügung stehenden Informationen eher oberflächlich und einseitig. Es ist ein wenig schade, dass der Autor über die Haltung der amerikanischen Politik zur Slowakischen Frage größtenteils nur berichtet und keine tiefer gehende Analyse vornimmt.

Die Beziehung der amerikanischen Slowaken zu den Ereignissen in ihrer ursprünglichen Heimat (Ungarn und Tschechoslowakei) bildet einen äußerst wichtigen Aspekt der Darstellung. C. stellt fest, dass die slowakische Gemeinschaft in den USA nie wirklich

geeint war, obwohl entsprechende Bestrebungen in der Gründung der Slowakischen Liga in den USA (1907) ihren Höhepunkt fanden. Einigkeit herrschte am ehesten in den Jahren des Ersten Weltkriegs, als die amerikanischen Slowaken die von Tomáš Garrigue Masaryk geleitete „Auslandsaktion“ zur Schaffung eines gemeinsamen Staates von Tschechen und Slowaken unterstützten. Diese verschwand jedoch nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik wieder. Gegen die Präsidenten der Slowakischen Liga, Albert Mamatey und Milan Alexander Getting, die nach dem Ersten Weltkrieg die Tschechoslowakei besuchten und ihre Zufriedenheit mit der Entwicklung im Staat und in der Slowakei zum Ausdruck brachten, erhob sich unter den amerikanischen Slowaken Widerspruch, der schließlich mit Mamateys Ausschluss aus der Slowakischen Liga endete. Bei der Darstellung dieser Streitigkeiten steht C. jedoch offenbar unter dem Einfluss jenes Teils der slowakisch-amerikanischen Fachliteratur und Politik, die im Sinne der katholischen Fraktion die slowakische Autonomie in der Tschechoslowakischen Republik förderte und sie für gerechtfertigt und positiv im Interesse der Slowaken hielt.

Etwas problematischer ist C.s Interpretation des Begriffs „Slowakische Frage“. Im einleitenden Teil im Unterabschnitt „An introduction to the Slovak Question“ erläutert er kurz die Stellung der Slowaken in Ungarn vor 1918 unter den Bedingungen der staatlich geförderten Magyarisierung; aus dem Kontext der gesamten Veröffentlichung geht jedoch klar hervor, dass er die Slowakische Frage nur hinsichtlich der politischen Stellung der Slowaken in der Tschechoslowakischen Republik seit ihrer Gründung versteht. 1914 bzw. 1918 hatte sie jedoch eine andere Bedeutung als gegen Ende der 1930er Jahre bzw. im und nach dem Zweiten Weltkrieg. Als die Tschechoslowakei 1918/19 gegründet wurde, war eine politische Autonomie der Slowaken unrealistisch und wurde auch von inländischen slowakischen Politikern abgelehnt. Die slowakischen Repräsentanten schätzten das Risiko, dass der neue Staat zerfallen könnte, als sehr groß ein und verlangten dessen zumindest vorübergehende Zentralisierung, um so die Slowakei vollständig von Ungarn emanzipieren zu können. Der Autor argumentiert, wie seinerzeit auch ein Teil der amerikanischen Slowaken, mit dem Pittsburgh-Abkommen, das zwischen slowakischen und tschechischen Organisationen in den USA und Masaryk am 30. Mai 1918 geschlossen und in dem den Slowaken Autonomie versprochen wurde. Gleichzeitig aber, so die Argumentation, sei der Punkt des Abkommens irrelevant gewesen, der besagte, dass die endgültige Form des Staates von den politischen Vertretern im eigenen Land, also in der Slowakei, und nicht von den Slowaken in den USA, die meistens amerikanische Staatsbürger waren, entschieden werden müsse. Und eben diese Politiker in der Slowakei entschieden sich dann für die Notwendigkeit eines staatlichen Zentralismus und verschoben die Frage nach dem staatsrechtlichen Status der Slowakei auf einen späteren Zeitpunkt. Selbst diejenigen amerikanischen Slowaken, die mit der Situation in der Slowakei besser vertraut waren, teilten diese Ansicht über deren Autonomie. In der Gemeinschaft der amerikanischen Slowaken wusste man davon, aber der Vf. thematisiert diese Zusammenhänge nicht.

Doch Ende der 1930er Jahre und insbesondere nach 1945 hatte sich die Situation verändert. Die Slowaken hatten sich dank der Verhältnisse in der Tschechoslowakischen Republik bereits zu einer modernen europäischen Nation formiert. Somit war auch die Slowakische Frage eine andere als noch 1914–1919. Der Vf. geht auf diesen bedeutsamen Prozess der modernen slowakischen Nationsbildung jedoch nicht ein. Daher ist seine Beschreibung der Slowakischen Frage in der Zwischenkriegszeit nicht hinreichend. In diesem Zusammenhang heroisiert C. Andrej Hlinka illegale Reise zur Friedenskonferenz in Paris. Hlinka dachte wahrscheinlich, dass seine illegale Reise den slowakischen Interessen dienen sollte, aber de facto erfolgte sie im Interesse Ungarns und auch Polens, dessen Behörden ihm einen falschen Pass ausstellten. Hlinka zerstörte mit seinem Vorgehen die bisherige Einigkeit der slowakischen Vertreter, und seine Partei war fortan die einzige, die in ihrer Agenda für die slowakische Autonomie eintrat.

Während des Zweiten Weltkriegs befanden sich diejenigen amerikanischen Slowaken, die sich für die slowakische Autonomie und den von Deutschland dominierten neu gegrün-

deten Staat einsetzen, in einem großen Dilemma, das sich noch verschärfte, als die Slowakei den USA im Dezember 1941 den Krieg erklärte. Amerikanische Slowaken waren somit Bürger eines Staates, der sich im Krieg mit der Slowakei befand. Diejenigen, die während der Zeit der Neutralität erfolglos für die diplomatische Anerkennung des slowakischen Staates durch die USA agitiert hatten, standen nun unter Beobachtung der Behörden und der Polizei. C. beschreibt ausführlich, wie diese überwiegend katholischen Slowaken versuchten, die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, dass sie gute amerikanischen Patrioten und Demokraten seien, obwohl sie ein undemokratisches Regime und Hlinkas Slowakische Volkspartei, die bereits seit Oktober 1938 den Charakter einer Staatspartei besaß, unterstützten. Der Vf. behauptet sogar, Antisemitismus sei unter katholischen amerikanischen Slowaken selten gewesen (S. 139); sie zeigten aber doch ganz im Gegenteil Zuneigung für einen Staat, der nicht nur antisemitisch, sondern auch für den Holocaust an den slowakischen Juden verantwortlich war.

Die Entscheidung des Autors, den Abschnitt über den Slowakischen Aufstand von 1944 in das Kapitel über die Tschechoslowakei der Nachkriegszeit aufzunehmen, verwundert. Der Aufstand wird so aus seinem historischen Kontext herausgerissen, was seine „transatlantische Perspektive“ erheblich verzerrt, da die USA ihn moralisch, politisch und materiell unterstützten und ein Teil der amerikanischen Slowaken die Wiederherstellung der Tschechoslowakei im Sinne der Aufständischen, also als eine Föderation, akzeptierten. Dies jedoch wird von C. in einen Kontext gestellt, der bereits von dem internen Kampf zwischen den Zentralisten unter Edvard Beneš und den Föderalisten geprägt war. Bezüglich der Nachkriegszeit ignoriert der Vf. vor allem die kommunistischen Aufstandsteilnehmer, die zum Zentralismus tendierten, der ihnen zur Macht verhelfen sollte. Dass dies der Regierung der USA sowie den dort lebenden Slowaken bewusst war, wird von C. nicht erwähnt.

Das Buch enthält viel interessantes Material, aber die Interpretation dieses zweifellos nicht einfachen Themas gelangt nicht über altbekannte Stereotypen hinaus, die aus der Literatur amerikanischer Slowaken – die manchmal offen, manchmal heimlich Hlinkas Slowakische Volkspartei und ihre amerikanischen Anhänger als Hauptkämpfer für die „Lösung der Slowakischen Frage“ präsentiert – übernommen worden sind.

Bratislava

Dušan Kováč

In the Shadow of the Great War: Physical Violence in East-Central Europe, 1917–1923. Hrsg. von Jochen Böhrer, Ota Konrád und Rudolf Kučera. Berghahn. New York–Oxford 2021. 236 S., ISBN 978-1-78920-939-6. (\$135,–).

For more than a decade—at least since the publication of Robert Gerwarth’s and John Horne’s volume *War in Peace: Paramilitary Violence in Europe after the Great War* (2012), and Gerwarth’s pathbreaking book *The Vanquished: Why the First World War Failed to End, 1917–1923* (2016)—historians of Eastern and Southeastern Europe have increasingly focused on the years immediately after the Great War as a period of continuities and not just ruptures. Several monographs, edited volumes, and journal articles have confirmed that this era was indeed in many respects a part of the so-called Greater War, as the fighting and the violence did not cease in November 1918 but continued well into the 1920s.

The present volume, edited by three established historians who are experts on the period, Jochen Böhrer, Ota Konrád, and Rudolf Kučera, is another addition to the body of literature that focuses on the entanglements and intertwinements between the war and the post-war years. Situating violence perpetrated by state and non-state actors at the center of their analysis, the authors look at defeated as well as victorious states in nine case studies. That—as the editors emphasize in their introduction—invites comparisons and allows us to question the usefulness of the often-employed “culture of victory” and “culture of defeat” tropes.

In the first chapter, Mathias Voigtmann looks at the so-called *Baltikumer*, the German paramilitaries who fought in the Baltics after the war in the East had formally ended. He analyzes their manifold motives and their self-understanding, as well as their reentry into civilian life, showing how the violence importantly defined them as a community, a *Gewaltgemeinschaft*. Christopher Gilley's essay on Ukraine tries to restore the agency of regional warlords, the *otamany*, by analyzing the personae these freelancers tried to project while they aligned themselves with various parties involved in the brutal conflicts.

Somewhat surprisingly, the next two chapters focus on the same topic—Béla Bodó and Emily R. Gioielli both write about gendered sexual violence in Hungary. Their perspectives, however, are not the same. Bodó wants to understand the circumstances that led to the violence, while Gioielli is interested in the aftermath as she looks at the role sexual violence had in “atrocities stories” and how they were told and retold.

Winson Chu's essay analyzes the reporting of Joseph Roth from Poland during the Polish-Soviet war and the fighting in Upper Silesia, showing how his newspaper articles painted a picture of the East that was different from the depictions in his novels. Roth the journalist was less fascinated by the region and prone to Orientalizing. He wrote about supposed German cultural superiority, was severely critical of the fledgling Polish state, and at the same time sympathetic to the Soviets.

Hannes Leidinger's and Maciej Górny's chapters look at suicide and “war neuroses” in the context of World War I and postwar violence. As interesting and informative as Leidinger's text is, it is also hard to overlook that it does not really fit the volume. The timeframe is different and the phenomenon at the center of his attention is only marginally connected with the overall topic. Górny's essay, on the other hand, is a nice addition. He examines how Austria-Hungary and its successor states dealt with so-called war neurosis, and—among other things—points out that the wartime response was conditioned by doctors' inability to communicate with non-German speaking patients and by implicit ethnic hierarchies.

In the final two chapters, Ondřej Matějka writes about the role of the North American YMCA in the newly founded Czechoslovak armed forces, and Cătălin Parfene writes about the attempts of the Romanian crown prince to use the national football team as a tool of nation-building. Matějka shows how the YMCA was instrumental in its efforts to forge a competent fighting force out of heterogeneous recruits, and how it also played a role in the demobilization of veterans and its attempts to prevent outbreaks of violence as thousands left the army. Parfene's chapter focuses on the Romanian crown prince's largely unsuccessful nation-building undertaking; the national football team, established in 1922, was largely comprised of minorities and therefore was rather a blunt tool for Romanian nation-building. Boris Barth's afterword wraps up the volume.

Despite the increased attention that the region and the era have received recently, there is much that we still need to learn, and this collection is a welcome addition to the existing historiography. Individual chapters include new material and important new insights. Overall, however, the volume does not quite work as an integral whole but more as a collection of disparate parts. Several chapters, as interesting as they are, do not tell us a lot about the central topic of the volume, physical violence. This, however, often happens with edited volumes and does not really diminish the scholarly contributions of the chapters in this collection.

Ljubljana

Rok Stergar

Agnieszka Wiercholska: Nur Erinnerungen und Steine sind geblieben. Leben und Sterben einer polnisch-jüdischen Stadt: Tarnów 1918–1945. (FOKUS, Bd. 5.) Ferdinand Schöningh. Paderborn 2022. XI, 665 S., Ill., Tab., Kt. ISBN 978-3-506-76009-8. (€ 89,-)

Agnieszka Wiercholska behandelt in ihrer Monografie, die auf ihrer an der FU Berlin verteidigten Dissertation basiert, die Geschichte der polnisch-jüdischen Verhältnisse in Tarnów, in der heutigen Woiwodschaft Kleinpolen in den Jahren 1918 bis 1945 mit einem Ausblick, der bis in das Jahr 1956 reicht.

Die Autorin wählt hierfür einen mikrogeschichtlichen Zugang und ganz bewusst keinen stadt- oder lokalhistorischen. Sie möchte mit ihrer Arbeit „einzelne, ausgewählte Interaktionsräume dieser urbanen Gesellschaft“ analysieren, „in denen sich Jüdinnen/Juden und Nichtjüdinnen/Nichtjuden begegneten und miteinander agierten“ (S. 10). Es handelt sich also nicht um eine Geschichte der Stadt an sich; vielmehr werden einzelne Räume, Personen und Gruppen sehr spezifisch beleuchtet, um auf diese Weise ein Verständnis für die sozialen Dynamiken in der Stadt – über die Zäsur des Zweiten Weltkriegs hinweg – zu erlangen. Zudem geht W. der Frage nach, wie sich soziale Strukturen, die sich im Tarnów der Zweiten Republik gebildet hatten, in die Zeit der Shoah hinein übersetzt haben und ob sich trotz des radikalen Umbruchs Kontinuitäten in Bezug auf die Interaktion zwischen Juden und Nichtjuden erkennen lassen. Die Wahl von Tarnów als Untersuchungsgegenstand ist dabei sehr gut begründet. Gesucht war eine mittelgroße Stadt, in der „keine Institutionen oder Entscheidungsträger ihren Sitz hatten, die auf ganz Polen Ausstrahlungskraft besaßen“ (S. 8). Hinzu kommt, dass 47 Prozent der 1936 ca. 53 000 Einwohner jüdisch waren, was für Mittelstädte in Galizien nicht untypisch war, weswegen W. die polnisch-jüdischen Verhältnisse am Leben der „kleinen‘ Leute“ (S. 8) zu erforschen beabsichtigt.

Das Buch ist in zwei chronologische Hauptabschnitte aufgeteilt und greift somit die durch den deutschen Überfall auf Polen markierte Zäsur auf. Dies begründet die Vf. in nachvollziehbarer Weise damit, dass sich die sozialen Dynamiken unter den Besatzungsbedingungen radikal änderten. So war „die nach rassistischen Kategorien hierarchisierte Lokalbevölkerung“ dazu gezwungen, „in der ihr oktroyierten neuen sozialen Ordnung zu agieren“ (S. 284).

Der erste Abschnitt der Arbeit besteht aus drei Kapiteln. Nach der Einleitung führt W. zunächst in die verschiedenen sozialen Räume Tarnóws ein, anhand derer man die Verflechtungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Einwohnern im Alltag nachvollziehen kann. Darauf folgt das ausgesprochen umfangreiche Kap. 2 zur Lokalpolitik. Die Vf. zeigt hierin am Beispiel des Stadtrats den Wandel in den entsprechenden Debatten auf. Waren die Parteien und Gruppierungen anfangs entlang ihrer politischen und ideologischen Interessen geordnet, wurde die Lokalpolitik vor allem nach dem Tod Józef Piłsudskis schrittweise ethnisiert, sodass bei den letzten Wahlen zum Stadtrat 1939 mit Ausnahme der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS) nur noch Parteien zur Wahl standen, die sich an ethnisch-religiösen Bruchlinien orientierten. W. veranschaulicht dies am Fall des jüdischen Vizestadtpräsidenten Zygmunt Szaja Silbiger, der zwar, bevor er sein Amt antrat, bereits aufgrund der Veruntreuung von Geldern in der Kritik gestanden hatte, letztlich aber aufgrund von antisemitischen Argumenten seines Amtes enthoben wurde. In Kap. 3, das den ersten Teil beschließt, wird mit dem Schulwesen ein weiterer Bereich des Alltags gezeigt, der von der schrittweisen Ethnisierung betroffen war. Wie stark die Schulpolitik von Antisemitismus geprägt war, hing aber auch von den individuellen Einstellungen einzelner Akteure ab. Mit der Ethnisierung des Alltags wurden auch die jüdischen Schüler vom Lehrpersonal zunehmend diskriminiert, da sich auch die persönlichen Überzeugungen der Verantwortlichen wandelten.

Die Erzählung über die Shoah wird mit einem Fallbeispiel (Marian H. und Władysław Ł., die Juden zu Arbeitskarten für einen von Ł. geleiteten kriegswichtigen Betrieb verhalfen) eingeleitet (Kap. 4). Es verdeutlicht die Leitlinie des zweiten Teils der Arbeit, indem es eine „Silhouette einer komplexen Geschichte über das Verhältnis zwischen jüdischen und nichtjüdischen Tarnowiannerinnen und Tarnowanern“ behandelt und die von Raoul

Hilberg geprägten Begriffe „*Bystander* oder Zuschauerin/Zuschauer“ sowie die Kategorie „*Retterin/Retter*“ kritisch hinterfragt (S. 279). Gleichzeitig will W. in diesem zweiten Hauptabschnitt eine *jewish agency* identifizieren. Schließlich seien Juden „weit mehr als passive Opfer“ gewesen, und es lohne sich somit, herauszuarbeiten, wie „sie den sehr begrenzten Handlungsrahmen nutzten“ (S. 272). Hierdurch soll die jüdische Bevölkerung Tarnóws ihrer zementierten Opferrolle enthoben werden, und es sollen ihre Versuche als handelnde Akteure, das Überleben zu sichern, gewürdigt werden.

Anschließend wird die Shoah in Tarnów chronologisch dargestellt. Für die erste Phase bis 1942 (Kap. 5) war dabei, wie auch für viele andere Mittelstädte, typisch, dass es kein Ghetto wie etwa in Krakau oder Warschau gab. Die Juden wurden räumlich gerade nicht von der restlichen Bevölkerung getrennt, die neue soziale Hierarchie von den deutschen Besatzern aber dennoch eingeführt und aufrechterhalten. Anschließend folgen in Kap. 6 eine detaillierte Beschreibung der ersten „Aussiedlungsaktion“ in das nun eingerichtete Ghetto, die noch vor den Augen der nichtjüdischen Zivilbevölkerung stattfand, und eine Untersuchung der Interaktionsdynamiken, die sich daraus ergaben, insbesondere im Kontext des offenen Gewaltexzesses, in den die „Aussiedlungsaktion“ mündete. In Kap. 7 werden das Ghetto beschrieben und die sich daraus ergebenden neuen Interaktionsräume zwischen Juden und Nichtjuden analysiert.

In Kap. 8 zu Polen in Uniform wird auf die Rolle der Blauen Polizei und des Baudienstes eingegangen. Da gerade der Baudienst bislang ein Desiderat der historischen Forschung dargestellt hat, ist diesem Kapitel besonderer Wert beizumessen. Es geht darin vor allem um die Rolle, welche die aus ethnischen Polen bestehende Blaue Polizei und die Baudiensteinheiten bei der Planung und Durchführung der Morde hatten.

Im darauffolgenden Kapitel zur Hilfe für die Juden wird hingegen deutlich, wie sehr man „Hilfe“ als einen „sich dynamisch entwickelnden Prozess“ begreifen muss, „der sich in einem ständig verändernden Zusammenhang abspielte“ (S. 500). Die Dynamiken der Besatzungsherrschaft zwangen sowohl Juden als auch Nichtjuden dazu, sich den immer brutaleren Praktiken der Besatzer anzupassen. Dies konnte dazu führen, dass Menschen, die Juden zunächst geholfen hatten, sich mit der Zeit zu Denunzianten wandelten, um sich selbst und ihre Familie vor einer immer größer werdenden Gefahr zu schützen. Daher sei auch Hilbergs Konzept des „*Retters*“ abzulehnen, weil es sich hierbei um einen moralisierenden Begriff handle, der zugleich eine teleologische Perspektive beinhalte und Fälle von gescheiterter Hilfe ausblende.

Im abschließenden Ausblick wendet sich W. für das Jahr 1956, als Władysław Gomułka zum Ersten Parteisekretär ernannt wurde, dem Versuch zu, neues jüdisches Leben in Tarnów aufzubauen, und zeigt, wie der den Krieg überdauernde Antisemitismus letztlich auch dazu führte, dass mit der Lockerung der Ausreisebeschränkungen ein Großteil der Tarnower Juden die Stadt für immer verließ. Nicht nur in diesem Kapitel ist der Einfluss von Andrzej Leders Buch *Polen im Wachtraum* sehr deutlich zu spüren, auf das sich W. mehrfach bezieht.

Insgesamt hat W. einen ausgesprochen wichtigen Beitrag zum Verständnis von polnisch-jüdischen Personennetzwerken über die Zäsur des Zweiten Weltkriegs hinweg vorgelegt. Aufgrund der breiten Quellenbasis von Stadtratsprotokollen über Memoiren bis hin zu Ego-Dokumenten und Interviews gelingt ihr eine Narration, in der man die Schicksale einzelner Einwohner Tarnóws verfolgen kann und auch persönliche Verflechtungen deutlich werden. So können z. B. Fälle, in denen Nichtjuden Juden geholfen haben, auf den früheren Besuch einer gemeinsamen Schulklasse zurückgeführt werden oder es wird die Furcht von Juden vor Denunziation nachvollziehbar, wenn sie sich außerhalb des Ghettos aufhielten. Gerade die Tatsache, dass hier die Shoah im Rahmen einer polnischen Mittelstadt beschrieben wird, führt zu einem tieferen Verständnis der Ermordung der polnischen Juden und der damit zusammenhängenden Reaktion der nichtjüdischen Lokalbevölkerung, wodurch das Buch zu einem äußerst wichtigen Baustein in diesem Forschungskontext wird.

Ramona Bräu: Die Plünderung Polens. Die Reichsfinanzverwaltung in den Jahren der Besatzung (1939–1945). (Das Reichsfinanzministerium im Nationalsozialismus, Bd. 4.) De Gruyter Oldenbourg. Berlin – Boston 2022. 484 S., Ill., Tab. ISBN 978-3-11-071793-8. (€ 69,95.)

Die Studie von Ramona Bräu entstand als Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Rahmen des Forschungsprojektes „Geschichte des Reichsfinanzministeriums in der Zeit des Nationalsozialismus“. Sie wurde als vierter Band der aus dem Projekt hervorgegangenen Reihe publiziert. Als Einstieg in ihr Buch hat B. eine kurze biografische Skizze über Alfred Spindler gewählt. Spindler leitete 1942–1945 das Oberfinanzpräsidium Weser-Ems mit Sitz in Bremen. Zuvor war er jedoch Präsident der Hauptabteilung Finanzen im Generalgouvernement gewesen, weswegen er im Dezember 1946 von den Alliierten nach Polen ausgeliefert wurde. Da er in der Untersuchungshaft verstarb, unterblieb eine umfassende Aufarbeitung seiner Rolle auch in Polen. Die Vf. demonstriert an seinem Beispiel, in welcher umfassender Weise die Ausplünderung Polens ein zentrales Element bei der völkisch-rassistischen Neuordnung Europas war. Treffend stellt sie fest, dass es zwar viele Studien zur Besatzungspolitik in Polen gebe, aber diesbezüglich bisher kaum etwas zur Rolle der Finanzen und der Finanzverwaltung geschrieben worden sei. Sie geht davon aus, dass die Finanzverwaltung bei der Plünderung eine zentrale Position einnahm und maßgeblich daran beteiligt war, Polen wie ein Kolonialgebiet auszubeuten.

Die Studie ist in fünf Kapitel unterteilt. Die ersten drei bilden den Kern der Untersuchung und umfassen je etwa einhundert Seiten. Dann folgen zwei kürzere Kapitel zur Gesamtbilanz der Plünderungen sowie zu den Gerichtsprozessen nach Kriegsende. Kap. 1 untersucht die ersten Monate der Besatzung. Mit der Wehrmacht rückten Devisenschutzkommandos ein, die für die Beschlagnahmung meldepflichtiger Vermögenswerte zuständig waren und im Wesentlichen von Zollbeamten gebildet wurden. Bis März 1940 zogen sie Werte von zwei Millionen Reichsmark ein, wobei es sich vor allem um Goldbestände handelte. Zudem stellte sich die Frage, auf welche Art und Weise im Generalgouvernement besteuert werden sollte. Die Finanzbeamten vor Ort sprachen sich für die Beibehaltung des polnischen Systems aus, das vor allem auf einer vergleichsweise einfach gestalteten Lohnsteuer mit wenigen Ermäßigungen beruhte. Das Reichsfinanzministerium bevorzugte aber eine schrittweise Übernahme des deutschen Systems. Das Auswärtige Amt blockierte diese Pläne jedoch, weil eine Einführung deutschen Rechts als unvereinbar mit der Haager Landkriegsordnung galt.

Kap. 2 behandelt dann den Übergang zu einer stärker geplanten finanzwirtschaftlichen Ausbeutung Polens, deren Basis vor allem im Frühjahr 1940 gelegt wurde. Grundlegend war dabei, dass man das besetzte Polen in zwei Territorien (in das Deutsche Reich eingegliederte Gebiete sowie das Generalgouvernement) trennte, die höchst unterschiedlich behandelt wurden. In beiden Gebieten spielte das Finanzministerium eine wichtige Rolle. In den eingegliederten Gebieten wurde das deutsche Steuerrecht schrittweise eingeführt. Doch auch hier sollte Beute gemacht werden. Dafür war vor allem die Haupttreuhandstelle Ost (HTO) zuständig, die von Hermann Göring ins Leben gerufen wurde, um den mobilen und vor allem immobilien Besitz polnischer Bürger in den eingegliederten Gebieten zu beschlagnahmen. Unter ihrem Leiter Max Winkler, der zuvor für das Propagandaministerium die Gleichschaltung der Verlagsbranche koordiniert hatte, entstand eine eigenständige Struktur, die vom Reichsfinanzministerium aufgrund ihrer vielfältigen Unternehmensausgründungen nur schwer zu durchschauen war.

Während in den eingegliederten Gebieten zumindest langfristig eine funktionierende Wirtschaft geplant war, galt das Generalgouvernement als Ausschachtungsgebiet. Generalgouverneur Hans Frank versuchte, so viele Waren wie möglich aus diesem nicht eben wohlhabenden Gebiet ins Reich zu exportieren. Gegenleistungen erhielt das Gebiet dafür nur in Form eines erhöhten Geldumlaufs.

In Kap. 3 untersucht die Vf., inwieweit die Behörden in der Besatzungszeit in der Lage waren, die selbst gesteckten Ziele zu erreichen. Nachdem die Polen in den eingegliederten Gebieten entrechtet worden waren, verfügte die HTO zwar über riesige Besitztümer. Es gelang ihr jedoch nicht einmal ansatzweise, damit die anfangs versprochenen Summen für das Reich einzunehmen. Das Hauptziel der Besatzungspolitik blieb die Germanisierung des Gebietes. Deswegen erhielten volksdeutsche Siedler den vormals polnischen Grundbesitz zu Schleuderpreisen. Diese Politik war für die Kriegswirtschaft höchst dysfunktional, aber Ziel blieb es, die polnische Bevölkerung ins Generalgouvernement zu treiben und eine deutsche Mehrheit in den annektierten Gebieten herzustellen. Zudem vernichtete die Ghettoisierung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung, insbesondere im Textilzentrum Lodz, erhebliche materielle Werte. Das Generalgouvernement wurde mit dem Überfall auf die Sowjetunion zu einem Etappengebiet der Wehrmacht. Produzierte Lebensmittel gingen nun oft direkt an die Truppe und nicht ins Reich. Die Ausbeutungspolitik verminderte die Wirtschaftsleistung immer weiter, auch wenn dies aufgrund des steigenden Geldumlaufs aus den entsprechenden Statistiken oft nicht ersichtlich war.

Kap. 4 trägt zwar den Titel „Versuch einer Schlussrechnung“, doch etwa zur Hälfte beschäftigt es sich nur mit der Flucht der Verwaltung vor der heranrückenden Roten Armee. Erst im zweiten Teil geht es um die Gesamtbilanz der deutschen Ausbeutungspolitik. B. gibt hier aber vor allem die Ergebnisse der polnischen Berechnungen in der Nachkriegszeit wieder. Umfassende eigene Kalkulationen aus dem deutschen Archivmaterial hat sie nicht angestellt. Sie begründet dies vor allem mit der Entwertung des Geldes durch die Inflation. Das vermag aber nur bedingt zu überzeugen, da die Inflation in messbaren Größen voranschritt und entsprechend in die Berechnungen hätte eingepreist werden können.

Insgesamt hat B. eine weitgehend überzeugende Studie vorgelegt, die den Anteil der Finanzverwaltung an der Ausplünderung und versuchten Germanisierung Polens zeigt. Auch wenn das Finanzministerium in weiten Teilen nicht die grundlegenden Linien der Besatzungspolitik festlegen konnte, waren die Finanzbeamten vor Ort doch im Wesentlichen willige Vollstrecker der völkischen Ausbeutungspolitik.

Flensburg

Marc Buggeln

Rachela Auerbach: Schriften aus dem Warschauer Ghetto. Bearb. von Karolina Szymaniak. Aus dem Poln. von Sandra Ewers. (Studien zu Holocaust und Gewaltgeschichte, Bd. 4.) Metropol Verlag, Berlin 2022. 199 S., Ill. ISBN 978-3-86331-673-0. (€ 24,-.)

„So viele Male wollte ich schon schreiben, und immer hatte ich keine Kraft. Diese Apathie, dieses Unwohlsein, diese Überzeugung, dass ich alldem nicht gewachsen bin, dass ich diese Wirklichkeit, die wir heute erleben, nicht zu beschreiben vermag. Manchmal habe ich Angst, dass diese schrecklich interessanten und an sich erschreckenden Bilder des Lebens, die wir tagein tagaus betrachten, vielleicht zusammen mit uns sterben, wie Bilder der Panik auf einem sinkenden Schiff oder von Menschen, die bei lebendigem Leib verbrennen oder begraben werden... Und wer weiß, ob auch nur ein Zeuge dieser Tragödie übrig bleibt...“ (S. 61, Hervorheb. im Orig.).

Diese Zeilen schreibt Rachela Auerbach am 20. September 1941 im Warschauer Ghetto in ihr Tagebuch. Sie formuliert eine Sorge, die viele Verfolgte und auch Überlebende umtrieb: Ob ihre Worte geeignet seien, das unfassbare Erlebte zu beschreiben und zu vermitteln. Die bange Frage am Ende, ob überhaupt jemand überleben und dies bezeugen würde, war berechtigt, wie wir wissen. A. war Mitglied des Untergrundarchivs des Warschauer Ghettos, aus dessen Reihen nur drei überlebten: Hersh und Bluma Wasser sowie A. selbst.

Es war Emanuel Ringelblum, der Gründer des Archivs, der A. bei Kriegsbeginn gebeten hatte, in Warschau zu bleiben, sie dann im Frühsommer 1941 zur Mitarbeit einlud und ihr vorschlug, den Alltag im Ghetto in einem Tagebuch zu dokumentieren. Als Nächstes

bat er sie, über die von ihr geleitete Volksküche zu schreiben. Nach den Deportationen im Sommer 1942 trug Ringelblum ihr auf, die Berichte der Geflohenen über die Vernichtungsstätte Treblinka zu erfassen. Sie wurde zu einer wichtigen Chronistin des Warschauer Ghettos und setzte ihr Wirken unmittelbar nach Kriegsende fort: sie arbeitete bereits 1945 mit der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission zusammen und baute nach ihrer Emigration nach Israel in Yad Vashem die Abteilung „Zeugenberichte“ auf. Trotzdem war sie lange Zeit nahezu vergessen – ausgerechnet sie, die Kämpferin für die Erinnerung, war an den Rand der Erinnerung gedrängt worden. Die bewaffneten Ghetto-kämpfer waren damals wichtiger. Deutlich wurde dies etwa während des Eichmann-Prozesses, als A.s Redezeit als Zeugin beschnitten wurde zugunsten der Aufständischen.

Lange fanden A.s Texte nur wenig Verbreitung. Sie starb 1976 vereinsamt in Tel Aviv. Einige ihrer wichtigen Schriften aus dem Ghetto – allen voran ihr Tagebuch, von Anfang an dezidiert für die Öffentlichkeit geschrieben, wie Karolina Szymaniak in ihrer kenntnisreichen Einleitung betont – liegen nun in deutscher Übersetzung vor: das Tagebuch, das Notizheft mit der „Monografie einer Volksküche“ sowie ein Brief. Wir haben es hier mit einer einzigartigen Konstellation zu tun: A. war bei der Öffnung der gerade gefundenen Kisten des Untergrundarchivs mit den von ihr verfassten Dokumenten 1946 dabei. Sie selbst konnte Änderungen an den Texten vornehmen und sie publizieren. Ihre Verbesserungen sind in der vorliegenden Edition vermerkt.

Deren Grundlage bildet eine 2015 publizierte polnische Ausgabe. Anhand dieser wurden alle Texte aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzt, was im Falle der „Monografie einer Volksküche“ bedeutet, dass diese nicht aus dem jiddischen Original, sondern aus einer Übersetzung übertragen wurde, wodurch möglicherweise Nuancen des Jiddischen verloren gegangen sind.

A.s Aufzeichnungen sind von zentraler Bedeutung für die Erforschung des Warschauer Ghettos und die Erinnerung daran. Im Tagebuch schildert sie eindringlich die furchtbaren Bedingungen in diesem größten von den Nationalsozialisten eingerichteten Ghetto, das so überfüllt und in dem der Tod so alltäglich geworden war („Aber ich wollte ja über den Tod schreiben. Über den Tod, der am helllichten Tag durch die Straßen der geschlossenen Stadt spaziert“, S. 63). Sie beschreibt schreckliche Szenen, so etwa die, wie Kinderleichen auf dem Jüdischen Friedhof abgeladen werden (S. 59), sie berichtet über die Hilflosigkeit und die Trauer über das Versagen der Selbsthilfe angesichts der Ghettobedingungen, über die Apathie, den Schmuggel und vieles mehr.

Auch dokumentiert sie im Frühjahr 1942 die Schreckensnachrichten aus anderen jüdischen Gemeinden, die das Warschauer Ghetto erreichen. So vermerkt sie am 15. April das „Grauen angesichts der Nachrichten über die Erschießungen ganzer jüdischer Waisenhäuser in Lublin und Tarnopol, das sich vollends bewusst zu machen gefährlich ist“ (S. 92). Dann dokumentiert sie auch Gespräche von Kindern, die fragen, was Blumenbeete seien und was ein Teich (S. 107). Diese Kinder kannten keine andere Realität als die des Ghettos. Sie schreibt über die Kinder des Ghettos und fragt: „Und wie ist es möglich, auf solche Kinder zu schießen?“ (S. 108). Zu einem späteren Zeitpunkt als diese Aufzeichnungen entstanden die Vorbemerkungen zum Notizheft „Monografie einer Volksküche“, die in den Tagen der Deportationen der Warschauer Jüdinnen und Juden nach Treblinka verfasst wurden. A. überschrieb sie mit „Testament“, nicht wissend, ob sie selbst dies überleben wird, die späteren Leser zur Rache auffordernd: „Für die Furcht der Alten und den Schmerz der kleinen Kinder, für die machtlose Verzweiflung der Männer und Frauen in der Blüte ihres Lebens. Vielleicht ist dies mein Testament – RACHE!“ (S. 163).

Rachela Auerbach, Emanuel Ringelblum und all die anderen Tagebuchschreiber, Dokumentaristen, Archivare, Maler und Fotografen, sie alle, die Leben und Sterben der Jüdinnen und Juden aufgezeichnet und dokumentiert haben, waren die erfolgreichsten jüdischen Widerstandskämpfer. Den Kampf um die Erinnerung haben sie gewonnen, wenn wir, die Nachgeborenen, ihre Texte lesen, uns ihrer erinnern. A. hat diesem Kampf um die Erinnerung auch noch ihr Leben nach dem Überleben gewidmet, erneut gegen Widerstände und

immer wieder marginalisiert. Nun liegen manche ihrer Texte in einer sorgfältig annotierten deutschen Edition vor und es ist sehr zu hoffen, dass sie viele Leserinnen und Leser findet.

München

Andrea Löw

George Eisen: A Summer of Mass Murder. 1941 Rehearsal for the Hungarian Holocaust. Purdue University Press. West Lafayette 2023. XXV, 379 S. ISBN 978-1-61249-776-1. (\$ 39,99.)

Im Jahr 2014 entflamte in Ungarn eine Debatte, nachdem der Leiter des neu gegründeten Historischen Instituts Veritas, Sándor Szakály, die ungarische Beteiligung an dem Massaker in Kamjanec'-Podil's'kyj 1941 ein „Ausländerverfahren“¹ genannt hatte. Die damaligen Diskussionen zeigten u. a., wie lückenhaft dieses Ereignis, das etwa 23 600 Menschenleben forderte, erforscht worden war. Zehntausende Juden – zumeist, aber nicht ausschließlich Flüchtlinge aus den Nachbarländern, vor allem aus Polen und Deutschland, die über keine ungarische Staatsbürgerschaft verfügten – wurden über die östliche ungarische Landesgrenze nach Podolien abgeschoben, wo sie von den deutschen Besatzern zusammengetrieben und binnen weniger Tage ermordet wurden.

Das vorliegende Werk von George Eisen schließt diese Forschungslücke endgültig. Der Autor unterrichtet an der California State Polytechnic University Geschichts- und Politikwissenschaften und ist ferner ein ausgewiesener Experte zum Thema Holocaust, zu dem er außer seinem fachlichen Wissen auch familiäre Bezüge hat. Sein früheres Buch zu Kindern im Holocaust² zeigt, dass er in der Lage ist, auch besonders sensible Themen wissenschaftlich aufzuarbeiten. In seinem neuen Buch geht er noch einen Schritt weiter: E. gibt einen Einblick in seine eigene Familiengeschichte in Gestalt zweier Onkel, der Gebrüder Samu und Karcsi, auf die er in der Darstellung immer wieder zurückkommt und die gemeinsam ermordet und in einem Massengrab verscharrt wurden. Auch wenn dieses Beispiel keineswegs repräsentativ für alle Opfer sein kann, verleiht es den Tausenden Ermordeten ein menschliches Gesicht und die tragische Geschichte dieser zwei Männer steht für die aller anderen Opfer.

Das Buch ist in neun Kapitel unterteilt, die weitere Unterkapitel umfassen – leider sind diese im Inhaltsverzeichnis nicht aufgeführt, was die Orientierung einigermaßen erschwert. Der Band ist wissenschaftlich fundiert und zugleich in einem Stil verfasst, der auch für ein Laienpublikum verständlich ist. Die Endnoten enthalten ausführliche Erklärungen für Leser:innen ohne Vorkenntnisse der Thematik. Der Inhalt setzt jedoch dieser Lesbarkeit Grenzen: Anhand einer sehr reichen Quellensammlung (Archivmaterial aus mehreren Ländern, Interviews, Nachlässe, Auszüge aus den Erinnerungen der Überlebenden und Täter) bietet das Buch Einblicke in unvorstellbar und unerträglich grausame Momente des Massenmordes: Kindsmorde, Vergewaltigungen und sonstige Gewalt gegen Frauen sowie gegen ältere Menschen, lebendig begrabene Opfer und zahlreiche weitere Segmente der Tragödie werden in allen Details dargestellt. Und E. macht deutlich, dass es sich um eine beinahe vergessene Geschichte handelt, die er während einer Reise in die Ukraine 2008 auf den Spuren der eigenen Familiengeschichte eher zufällig entdeckte. Am Mahnmal der

¹ Der ungarische Begriff *idegenrendészeti eljárás* lässt sich nur schwer übersetzen. Szakály behauptete seitdem mehrfach, dass der Begriff aus dem Zusammenhang gerissen worden und seine Aussage als Rechtfertigung der damaligen ungarischen Behörden interpretiert worden sei – nämlich, dass diese nur staatenlose jüdische Flüchtlinge aus dem Land abgeschoben und nicht gehaut hätten, welches Schicksal diese erwartet. Die Verantwortung für die Konsequenzen trügen also ausschließlich die Deutschen, die das Massaker durchführten. Siehe: https://index.hu/belfold/2014/01/17/idegenrendeszeti_problema_a_zsidok_deportalasa/ (15.11.2023).

² GEORGE EISEN: *Children and Play in the Holocaust. Games among the Shadows*, Amherst 1988.

Massenerschießungen traf er auf eine Augenzeugin des Massakers, und ihre emotionale Erzählung über den Schrecken von 1941 veranlasste den Autor zu intensiveren Forschungen zu diesem Thema.

Im Zuge der wissenschaftlichen Aufarbeitung dieses hochrelevanten Themas stellt der Vf. zwei wichtige Hypothesen auf: Einerseits plädiert er dafür, dass es neben der Erforschung des „Holocaust by gas“ nun an der Zeit sei, auch den „Holocaust by bullets“, also die Massenerschießungen an der Ostfront, gründlicher als bislang geschehen zu erforschen und in der Öffentlichkeit zu thematisieren. Andererseits zeigt er auf, wie die seit Jahrzehnten in der ungarischen politischen Elite und Gesellschaft präsenten antisemitischen Tendenzen und die Ereignisse von 1941 zusammenhängen. Allein schon der Buchtitel lässt eindeutig darauf schließen, dass E. auf ungarischer Seite die (Mit-)Verantwortung für das Massaker sieht: Die politische Elite des Landes sowie die Behörden, die die Abschiebung durchführten, seien mindestens als Mittäter einzustufen.

Diese Interpretation knüpft an eine längere Vorgeschichte an. Während es in Ungarn nach 1945 jahrzehntelang üblich war, für die Verfolgung und Ermordung der ungarischen Juden nur die deutschen Besatzer verantwortlich zu machen, vermittelte das bahnbrechende Werk von Randolph L. Braham³ bereits 1981 einen anderen Eindruck. Er bewies, dass die politische Elite, die Behörden und die Gendarmerie wesentlich zu dem schnellen und effektiven Verlauf der Deportation und der Ermordung der ungarischen Juden beitrugen. Weniger geforscht wurde bisher zu den Ereignissen vor der deutschen Besetzung Ungarns am 19. März 1944: Die Massaker in Kamjanec'-Podil's'kyj 1941, die „Razzien“ bei Novi Sad 1942 und die Ermordung Tausender sog. Arbeitsdienstler an der Ostfront, in Süd- und Westungarn.

Im Fall des Massakers von Kamjanec'-Podil's'kyj liegt nun ein Werk vor, das die Ereignisse gründlich aufarbeitet und in einen breiten historischen Rahmen einordnet. Beginnend mit den Anfängen des ungarischen Antisemitismus Mitte des 19. Jh., zeigt E. den langen, aber linearen Weg zur Verfolgung und Ermordung der ungarischen Juden 1944 auf, wobei die Massenerschießungen im Jahr 1941 eine bereits damals viel zu wenig beachtete Etappe bedeuteten, die 1944 als Vorwarnung für die späteren Opfer hätte dienen können. Der Vf. schließt sein Buch mit Schilderungen zur Nachgeschichte, wobei er zeigen kann, dass die fehlende Aufarbeitung dieses tragischen Kapitels sich bereits 1945 abzeichnen begann, als nur einige der Täter zur Rechenschaft gezogen wurden. Auch die Aussagen der deutschen und ungarischen Befehlshaber, die wegen des Massakers vor Gericht gestellt wurden, zeugen davon, dass sie die Verantwortung für die Ermordung Zehntausender Menschen ablehnten.

Das Buch ist eine würdevolle und wissenschaftlich hochrelevante Aufarbeitung des Massakers von Kamjanec'-Podil's'kyj. Eine Übersetzung könnte auch in Ungarn sowohl den akademischen Forschungen zur Judenverfolgung neuen Schwung verleihen als auch Teile der ungarischen Gesellschaft dazu bringen, ihre bisherigen Vorstellungen von Antisemitismus und Holocaust zu überdenken.

Pécs

Beáta Márkus

³ RANDOLPH L. BRAHAM: *The Politics of Genocide. The Holocaust in Hungary*, New York 1981.

Katarzyna Person, Johannes-Dieter Steinert: Przemyslowa Concentration Camp. The Camp, the Children, the Trials. (The Holocaust and Its Contexts.) Palgrave Macmillan. Cham 2022. VII, 251 S. ISBN 978-3-031-13947-5. (€ 117,69.)

Mit wenigen Ausnahmen ist über die NS-Lager im deutsch besetzten Europa noch immer wenig bekannt. Die Vernichtungslager sowie manche Zwangsarbeitslager, die in der Geschichte des Holocaust eine Rolle gespielt haben, sind inzwischen in Teilen erforscht; für andere Lagertypen jedoch gilt dies nicht. Die Monografie von Katarzyna Person vom

Jüdischen Historischen Institut in Warschau und Johannes-Dieter Steinert von der University of Wolverhampton schafft hier ein wenig Abhilfe, indem sie sich einem einzigartigen Lager widmet, dem sogenannten Polen-Jugendverwahrlager Litzmannstadt.

Das Lager wurde am 1. Dezember 1942 innerhalb des Gettogebiets in Litzmannstadt, wie die deutschen Besatzer Łódź ab April 1940 nannten, errichtet. Vorgesehen war es für Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren, die straffällig geworden waren, deren Eltern im Widerstand waren oder sich der Germanisierung verweigert hatten, sowie Kinder, die in andere Weise auffällig geworden waren und von der Norm abwichen. Meist kamen sie aus zerrütteten Familienverhältnissen und hatten bereits Aufenthalte in Erziehungs- oder Strafanstalten hinter sich. Dort sollten die neuen Lagerkapazitäten Platz für deutsche Kinder schaffen. Das Lager war somit Teil der rassistischen Kriminalpräventionspolitik der Nationalsozialisten und Ausdruck ihrer radikalen Zuspitzung.

Die genaue Zahl der gefangenen Kinder im Jugendverwahrlager, das unter anderem an der Przemysłowa-Straße lag, worauf sich der englische Lagername im Titel des Buches bezieht, ist nicht bekannt. Die Vf. bestätigen ältere seriöse Schätzungen von circa 1 500–2 000 Kindern und Jugendlichen, die gesondert nach Geschlecht untergebracht wurden. In manchen polnischen Publikationen früherer Jahrzehnte wurde die Zahl bis zu zehnmal höher angesetzt. Die Zahl der Toten bleibt auch nach den akribischen Forschungen des Autorenduos im Dunkeln. Über die 71 offiziellen Todesfälle hinaus gehen sie von mehreren Hundert Kindern und Jugendlichen aus, die an Hunger und Krankheiten im Lager gestorben sind.

Für die mehrheitlich um 15 Jahre alten Kinder war das Lager eine weitere, freilich extreme Etappe in einer Kette von negativen und traumatischen Erfahrungen, angefangen von oft desolaten Familienverhältnissen bis hin zu Aufenthalten in anderen Einrichtungen. Trotz vielfältiger negativer Vorerfahrungen, die auch an Gewalterlebnissen nicht arm waren, war die Aufnahme ins Lager für die Kinder und Jugendlichen eine Schockerfahrung, die geprägt war vom Verlust ihrer Besitztümer, dem Erleben von Gewalt, von Angst und Ungewissheit über ihr weiteres Schicksal und anderem mehr. Eine zusätzliche Belastung stellten die miserablen Lebensbedingungen im Lager dar: Hunger, kein fließendes Wasser, Dreck, Läuse, Krankheiten und die allgegenwärtigen Grausamkeiten des Lagerpersonals waren an der Tagesordnung. Die besondere Lage innerhalb des Gettos verhinderte zudem, dass durch Schmuggel die Situation ein wenig hätte gebessert werden können.

Diese ohnehin schon gerade für Heranwachsende fatalen Bedingungen wurden zusätzlich durch die zu leistende Zwangsarbeit erheblich erschwert. Sie mussten vor allem Munitionstaschen, Strohschuhe und Ähnliches für die Wehrmacht produzieren; Mädchen arbeiteten zudem auch in der Wäscherei, wo sie stundenlang mit nackten Füßen in kaltem Wasser stehen mussten. Die Arbeit bot keine Fluchtmöglichkeit vor Gewalt, diese prägte auch den Arbeitsalltag und war bevorzugtes Strafmittel neben dem Essensentzug.

In Polen gab es nach dem Krieg einige Prozesse gegen die Täterinnen und Täter des Jugendverwahrlagers, in denen einige zum Tode oder zu Haftstrafen verurteilt wurden. In Deutschland hingegen kamen die Täter straffrei davon, zu Prozessen im Zusammenhang mit den Verbrechen gegen die Kinder und Jugendlichen im Lager ist es nicht gekommen. Aber auch in Polen war ihr Leid lange vergessen. In den Verfahren in Polen sagten viele ehemalige Lagerhäftlinge aus, stießen aber auf eine Mauer des Misstrauens, galten sie doch als „asozial“ und wenig glaubwürdig, zumal viele wegen der Traumatisierungen nicht zu kohärenten Aussagen in der Lage waren.

Es ist das große Verdienst dieser Studie, die berührende Geschichte dieser im Westen weitgehend unbekannten Opfergruppe und ihres zentralen Leidensortes auf breiter Quellengrundlage rekonstruiert zu haben. Sensibel und umsichtig verschaffen die Vf. den Stimmen der verfolgten Kinder und Jugendlichen Gehör. In der Geschichte dieses einzigartigen Lagers, so resümieren P. und St., findet man wie unter einem Brennglas gebündelt die Zuspitzung der rassistischen Ideologie sowie der brutalen Praxis der deutschen Besat-

zungspolitik und ihrer rücksichtslosen Ausbeutung aller materiellen sowie menschlichen Ressourcen für die Kriegswirtschaft. Mit ihrer quellengesättigten, gut lesbaren Studie legen sie zudem den Kern einer entgrenzten Kriminalpolizei und rassistischen Kriminalprävention frei, die in der Bundesrepublik – zum Teil bis heute – über lange Zeit unkritisch gesehen wurde.

Frankfurt am Main

Markus Roth

Hanka Grupańska: Die Liste lesen. Erzählungen über die Warschauer Aufständischen der Jüdischen Kampforganisation. Aus dem Poln. von Andreas Volk. (Studien zu Holocaust und Gewaltgeschichte, Bd. 6.) Metropol. Berlin 2023. 239 S., Ill. ISBN 978-3-863317041. (€ 26,-)

Vor über 20 Jahren, im Jahr 2003, publizierte die Autorin und Journalistin Hanka Grupańska in Polen das Buch *Odczytanie listy*, in dem sie über 300 jüdischen Widerstandskämpfer:innen des Warschauer Ghettos mit alphabetisch geordneten Kurzbiografien ein Denkmal setzte.¹ Viele der Lebensgeschichten, die G. rekonstruierte, wären sonst bis heute unbekannt geblieben. Nachdem in Polen im Jahr 2022 bereits die dritte Auflage erschienen ist, liegt nun auch die deutsche Version vor, übersetzt von Andreas Volk. Ausgangspunkt für G.s Publikation war eine Liste mit den Namen von über 200 Mitgliedern der Jüdischen Kampforganisation (*Żydowska Organizacja Bojowa*, ŻOB), die während des Aufstandes im Warschauer Ghetto im April und Mai 1943 starben oder kurz danach ermordet wurden. Verfasst worden war die Liste von den Kämpfer:innen Celina Lubetkin, Antek Cukierman und Marek Edelman, die – als einige der wenigen Überlebenden – nach der Niederschlagung des Aufstandes durch die deutschen Besatzer aus dem Ghetto flüchten und sich in Warschau verstecken konnten. Anschließend gelang es ihnen, diese Liste mit den Namen ihrer ermordeten Mitstreiter:innen als Mikrofilm an die polnische Exilregierung nach London zu schicken. Jahrzehnte später suchte und fand G. eine Reproduktion der Liste im Londoner Archiv „Studium des Polnischen Untergrunds“ (*Studium Polski Podziemnej*).

G. arbeitete zu diesem Zeitpunkt bereits seit Jahrzehnten zur Geschichte des Warschauer Ghettos und der ŻOB. In den 1980er Jahren hat sie Interviews mit Überlebenden des Warschauer Ghettoaufstandes geführt, darunter auch mit Edelman. Mit ihrer Oral-History-Studie hat G. wertvolle Quellen erschlossen und die Grundlage für weitere Forschungs- und Erinnerungsarbeiten gelegt. Edelman, der als Kardiologe in Polen gearbeitet hat und Zeit seines Lebens erinnerungspolitisch aktiv war, ist 2009 in Warschau verstorben. Im Jahr 2002 hat er noch selbst das Vorwort verfasst. Darin nennt er die Sammlung an Kurzbiografien seiner ehemaligen Mitstreiter:innen einen „Friedhof aus Buchstaben“ und ein „Denkmal (...) für jeden Soldaten des Warschauer Ghettos“ (S. 7).

Tatsächlich funktioniert die Publikation wie ein Monument und wie ein Mahnmal, mit der die Vf. auf Basis der Liste die rekonstruierten Biografien derjenigen, die bei der Verteidigung des Warschauer Ghettos gefallen sind, in die Gegenwart herüberholt. Daher ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag zur Gedenkkultur in Deutschland, wo der Aufstand zwar durch Willy Brandts Kniefall und Marcel Reich-Ranicki etwas bekannter, aber dennoch nicht im kollektiven Gedächtnis verankert ist. Aus wissenschaftlicher Perspektive ist G.s Umgang mit den Quellen jedoch nicht nachvollziehbar. In der Einleitung betont die Vf., dass sie in dem Buch Erzählungen über die Kämpfenden weitergeben und dabei sogar deren Sprache übernehmen möchte. Sie setzt diese Ankündigung auch genauso um. Daher bleibt in den Biografien leider völlig unklar, wer spricht oder woher das Wissen über eine Person kommt. G. macht dies weder durch ihre Art zu schreiben deutlich, noch zitiert sie. Stattdessen erklärt sie einleitend, dass sie die Informationen über die Aufständischen ganz

¹ HANKA GRUPAŃSKA: *Odczytanie listy. Opowieści o powstańcach żydowskich* [Das Lesen der Liste. Erzählungen über jüdische Aufständische], Kraków 2003.

unterschiedlichen Quellen entnommen habe, etwa aus geschriebenen Texten und Gesprächen. Die Quelle selbst, betont sie, sei „jedoch nicht wichtig, in gewisser Hinsicht ist sie sogar bedeutungslos“ (S. 14). Der Grund dafür sei, dass niemand wissen könne, wie glaubwürdig eine Quelle sei. Beim Erinnern gehe es nicht um die Quellen. In der Bibliografie listet die Vf. zwar die Namen all derjenigen auf, mit denen sie „persönliche, telefonische und briefliche Gespräche“ geführt hat (S. 217 f.); eine genaue Zuordnung dieser Aussagen findet sich jedoch nicht.

Aber gerade weil historische Arbeit auch der Erinnerung dienen kann, wäre es nicht nur wissenschaftlich, sondern auch erinnerungshistorisch sehr interessant gewesen, die Herkunft der Informationen über die Kämpfenden und ihre Biografien zu kennen – nicht zuletzt, damit weitere Forschungen daran anschließen können. Schließlich geht es bei der Analyse von Berichten von Zeitzeug:innen oder deren Nachfahr:innen ja nicht (nur) um die Rekonstruktion einer juristisch präzisen Beschreibung der Ereignisse in einer chronologisch richtigen Reihenfolge, sondern um Fragen wie: Wer erzählt, zu welchem Zeitpunkt, vor welchem Publikum, welche Narrative kursieren, welche Geschichten wurden beschwiegen oder wie verändern sich Narrative über die Zeit?

Neben den Kurzbiografien finden sich noch weitere Informationen. Im Anschluss an die Lebensgeschichten folgt ein Kapitel, in dem G. Namen, Begriffe und Termini erklärt, wie beispielsweise „Umschlagplatz“ (S. 174). Das verleiht der Publikation auch den Charakter eines Nachschlagewerks. Sehr übersichtlich ist die Auflistung der zahlreichen Parteien und Organisationen, die im Ghetto aktiv waren (z. B. Allgemeiner Jüdischer Arbeiterbund, Dror oder Haschomer Hazair), und von Institutionen wie dem Ringelblum-Archiv (S. 184). Es folgt ein sehr kurzer Abschnitt zu „Ereignissen“, die allerdings thematisch und nicht chronologisch angeordnet sind. In all diesen Teilen finden sich jedoch die gleichen Mängel wie bei den Biografien: Die inhaltlichen Erklärungen sind nicht in die aktuelle Forschungsliteratur eingebettet und weder Quellen noch Literatur werden angegeben. Daher ist auch dieser Abschnitt besser für die interessierte Öffentlichkeit, für Gedenken und Bildung als für wissenschaftliche Nachforschungen geeignet. Sehr nützlich ist jedoch eine „Liste der bei der Verteidigung des Warschauer Ghettos Gefallenen“, gefolgt von der erneuten Liste der Namen, diesmal abgetippt und mit der Organisationszugehörigkeit (S. 197) versehen. Dann folgt eine äußerst hilfreiche und übersichtliche Aufschlüsselung der verschiedenen Kampfeinheiten des Warschauer Ghettos mit Namen und Orten und eine von der Vf. erstellte Namensliste von Kurier:innen.

Die Publikation schließt mit dem Abdruck eines spannenden historischen Dokuments, eines Textes von Edelman über die Verteidigung des Ghettos, der 1945/46 in Polen veröffentlicht wurde, sowie einer ausführlichen Bibliografie, die G. für die Erscheinungsjahre seit 2002 zumindest partiell, z. B. um die Publikationen von Barbara Engelking, erweitert hat. Insgesamt erweist sich das Buch zweifellos als lesenswert.

Frankfurt am Main

Veronika Duma

Grzegorz Motyka. From the Volhynian Massacre to Operation Vistula. The Polish-Ukrainian Conflict 1943–1947. (FOKUS, Bd. 6.) Brill Schöningh. Paderborn 2023. VII, 320 S., Ill. ISBN 978-3-506-79537-3. (\$ 111,-)

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um eine englischsprachige Übersetzung des polnischen Originals¹ aus dem Jahr 2011. Grzegorz Motyka ist der Autor von anderthalb Dutzend Werken zur Geschichte der komplexen polnisch-ukrainischen Beziehungen zwischen den beiden Weltkriegen und insbesondere während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Wolhynien-Massaker ist ein wichtiger Bestandteil des polnischen

¹ GRZEGORZ MOTYKA: *Od rzezi wołyńskiej do akcji „Wisła“*. Konflikt polsko-ukraiński 1943–1947, Kraków 2011; seitdem mehrere Auflagen.

Diskurses über den Zweiten Weltkrieg und des im kulturellen Gedächtnis daraus erwachsenen nationalen Traumas.

Der Buchtitel bezieht sich auf den Zeitraum zwischen zwei Ereignissen, die der Autor als Schlüsselmomente betrachtet – dem Mord an der polnischen Zivilbevölkerung von Wolhynien 1943 und der „Aktion Weichsel“ 1947. Der thematische Rahmen ist jedoch weiter gefasst: Die Anfangskapitel sind der Vorgeschichte des Konflikts gewidmet und beleuchten die komplexen Beziehungen zwischen Polen und Ukrainern in der Zweiten Polnischen Republik. Dazu gehört die diskriminierende Politik der Polen gegenüber den Westukrainern, denen es nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns nicht gelungen war, einen eigenen Staat zu gründen, und die Bürger des wiederhergestellten Polen wurden. Der polnisch-ukrainische Krieg von 1918/19 war der erste Akt ihres Kampfes um die heutigen Regionen der Westukraine und, im Falle der Ukrainer, um ihre eigene Staatlichkeit im Allgemeinen. Die Niederlage führte zur Radikalisierung der ukrainischen Nationalbewegung und der Entstehung der Organisation Ukrainischer Nationalisten, OUN), deren Mitglieder in den 1930er Jahren zu antipolnischem Terror in Ostgalizien übergingen.

Hauptthema der Studie ist einer der lokalen Konflikte des Zweiten Weltkriegs, den M. als einen „war within a war“ (S. 297) definiert, da er in seinen grausamen Auswüchsen nur im Rahmen der totalen Gewalt der Kriegszeit habe stattfinden können. Polen und Ukrainer kämpften um die Kontrolle über die Gebiete von Wolhynien und Ostgalizien, die seit 1918 zu Polen gehörten, von den Ukrainern jedoch als wichtige Bestandteile ihres künftigen Nationalstaats angesehen wurden. Diese lang anhaltenden Spannungen nahmen schließlich brutale Formen der gegenseitigen physischen Vernichtung an und gipfelten in den Massakern an Polen in Wolhynien und in geringerem Maße in Ostgalizien, die unter der Schirmherrschaft der OUN-B[andera] und durch lokale Einheiten der Ukrainischen Aufstandsarmee (UPA) begangen wurden. Dem folgten zwar zumeist ebenso brutale Racheaktionen von Polen an Ukrainern; diese fielen jedoch, wie M. argumentiert, bezüglich räumlicher Ausdehnung und Opferzahl deutlich geringer aus und der Vf. widmet dieser „Polish Defence and Retaliation“ (S. 99) deutlich weniger Platz.

Die nächste Phase des Konflikts war die von der sowjetischen und der polnischen kommunistischen Regierung durchgeführte Politik des erzwungenen Bevölkerungsaustauschs zwischen der Volksrepublik Polen und der Ukrainischen Sowjetrepublik, die nach 1945 auch Wolhynien und Ostgalizien einschloss. Wiederum, wenn auch in weniger gewalttätiger Form, sollten interethnische Probleme durch die ethnische Homogenisierung der Grenzregion gelöst werden. Die letzte Episode dieses Konflikts bildete die „Aktion Weichsel“, welche die Zwangsassimilierung der Ukrainer, die innerhalb der neu definierten Grenzen Polens verblieben (in den Bieszczady und den Niederen Beskiden), vorsah.

Die antiukrainische Politik der polnischen Regierungen war in der Zwischenkriegszeit zwar diskriminierend und assimilierend, aber keine Vernichtungspolitik. Die ukrainischen Nationalisten bedienten sich in ihrem Widerstand zunächst individuellen Terrors und verübten dann nach dem Kriegsausbruch Massenmorde; während des Krieges setzten jedoch auch die Polen Terror gegen die Ukrainer ein. Die ukrainisch-polnische Konfrontation fand nun im Kontext der sowjetischen und deutschen Besatzungsregime und insbesondere des Holocausts statt. Beide Mächte nutzten den polnisch-ukrainischen Konflikt außerdem für ihren eigenen Zwecke. Dieser historische Hintergrund wurde zu einem wichtigen Faktor für die scheinbare „Legitimierung“ von Massengewalt auch auf der Ebene der polnisch-ukrainischen Konfrontation.

Leitlinie der Monografie ist die These, dass antipolnische Gewalt stets Bestandteil der politischen Doktrin der OUN-B und der UPA gewesen sei, obwohl nicht Polen, sondern die UdSSR als Hauptfeind der ukrainischen Staatlichkeit galt. Und auch wenn die unmittelbaren Anfänge der Massenvernichtung von polnischen Zivilisten in Wolhynien im Sommer 1943 eine spontane Initiative regionaler UPA-Einheiten gewesen sein könnten, so entsprachen sie nach M.s Ansicht der Logik der „antipolnischen Aktionen“ von OUN-B und UPA und fanden im Nachhinein Zustimmung bei deren Führungen. Der Autor über-

trägt diese Überzeugung sogar auf ein hypothetisches Szenario: „[The] OUN-B plans known today lead to the conclusion that the government of Yaroslav Stetsko, had it been recognized by the Germans, would have dealt with the Poles as brutally as the authorities of Ustashe Croatia dealt with Serbs“ (S. 42).

Gleichzeitig macht M. nicht alle Ukrainer, sondern nur die Anhänger der Ideologie des ukrainischen integralen Nationalismus und die OUN-B für die Idee der ethnischen Säuberung der Polen in Wolhynien verantwortlich, obwohl er feststellt, dass solche Aktionen oft von den Ukrainern vor Ort unterstützt wurden. Der gegenseitige Kampf war jedoch nicht die einzige Form der Interaktion zwischen Ukrainern und Polen: Der Autor führt gleichzeitig Beispiele für friedliche Koexistenz, Mischehen und gegenseitige Hilfe sowie den Dienst einer beträchtlichen Anzahl von Ukrainern in der polnischen Armee an, ebenso wie Belege für Kooperationen zwischen der UPA und der polnischen Heimatarmee (AK) sowie nach 1945 mit der Organisation „Freiheit und Unabhängigkeit“ (WiN).

Die Monografie enthält, anders als die ukrainische Ausgabe von 2013, kein spezielles Vorwort zur englischsprachigen Ausgabe. Obwohl der Autor ein breites Spektrum unterschiedlicher Quellen polnischer, ukrainischer und sowjetischer Provenienz verwendet (darunter auch Dokumente des KGB), gibt er keinen Überblick über die Quellen oder eine Bewertung ihres Informationsgehalts und ihrer Zuverlässigkeit. Insbesondere fehlen Hinweise zu deutschen Quellen, sodass es unklar bleibt, ob sie für die Untersuchung dieses Themas von Bedeutung sein können. Die Struktur der Publikation ist recht komplex und verzweigt: Länge und Untergliederung der Kapitel sind ungleichmäßig und die einzelnen Exkurse bilden unabhängige, kurze Abschnitte. Im Mittelpunkt stehen die Beschreibungen der antipolnischen Gewalt, die der Autor auf Basis der verschiedenen Quellen sorgfältig rekonstruiert. Jedes Kapitel endet mit einer kurzen Zusammenfassung. Die Publikation ist mit einer Vielzahl zeitgenössischer Fotos illustriert.

Als eine seiner weiteren Aufgaben betrachtet M. die rechtliche Bewertung der gegenseitigen Gewalttaten. Er kommt in den betreffenden Unterkapiteln zu dem Schluss, dass es sich bei den Ereignissen in Wolhynien 1943 um ein „genocidal ethnic cleansing“ von Polen durch Ukrainer gehandelt habe: „I believe, that although the anti-Polish operation constitutes ethnic cleansing, it also meets the definition of genocide“ (S. 303). Ausdrückliches Ziel der Gewalt sei die physische Vernichtung der Polen und nicht nur deren Vertreibung aus den eigenen Gebieten gewesen. Dabei stützt sich der Autor nicht nur auf die Zahl der Opfer und die Intentionen der Angreifer, sondern auch auf Beispiele aus dem weiteren Verlauf des 20. Jh., wie etwa die ethnischen Säuberungen und der Völkermord in Ruanda und im ehemaligen Jugoslawien. Es ist davon auszugehen, dass nicht zuletzt diese Einschätzung von M. als einem ausgewiesenen Experten als Grundlage diente für die Entscheidung des polnischen Sejms vom 12. Juli 2013, das Massaker von Wolhynien offiziell als „ethnische Säuberung mit Anzeichen eines Völkermordes“ einzustufen.²

Gleichzeitig, so M., habe es auch polnische Gewalt gegen Ukrainer gegeben, einschließlich sog. Pazifizierungen, die oft ebenso brutal waren, aber als Vergeltungsmaßnahmen und in einem viel geringeren Umfang durchgeführt wurden. Mit anderen Worten: Die Polen hätten dem Autor zufolge auf die Gewalt reagiert, sie aber nicht initiiert. Deshalb stuft er ihre Handlungen hauptsächlich als Kriegsverbrechen ein. Die unverhältnismäßig hohe Zahl polnischer Opfer und die Motive für die Gewalt führen den Autor zu dem Schluss, dass „on the Ukrainian side, the entire anti-Polish operation was genocidal, while on the Polish side actions amounted to individual pacifications“ (S. 305).

Die „Aktion Weichsel“ zielte nach Ansicht des Autors nicht auf die physische Vernichtung der Ukrainer ab, sondern auf ihr Verschwinden als kulturelle und sprachliche Gruppe, was einem (zumindest versuchten) Ethnozid entspreche. Da er von der regierenden Polnischen Arbeitspartei (PPR) durchgeführt wurde, kann er, so M., als „typical communist

² <https://isap.sejm.gov.pl/isap.nsf/download.xsp/WMP20130000606/O/M20130606.pdf> (15.04.2024).

crime (as per the Law of the IPN)“ eingestuft werden (S. 306). Im Gegensatz zu „Genozid“, „Ethnozid“ oder „Kriegsverbrechen“ gibt es für diesen Begriff außerhalb Polens aber keine rechtliche Definition.

Die Monografie schließt mit einem Überblick über die komplexe und hochpolitisierte polnisch-ukrainische Debatte über die Erinnerung an die Wolhynien-Massaker. Mit seiner englischsprachigen Ausgabe reicht das Werk nun aber über den regionalen Diskurs hinaus, der seit der Veröffentlichung der polnischen Ausgabe bereits einige Änderungen durchlebt hat. So hat das Institut für Nationales Gedenken (IPN) kürzlich beschlossen, die Untersuchung der Umsiedlungsaktionen im Rahmen der „Aktion Weichsel“ einzustellen, da es sich nicht um ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit oder ein kommunistisches Verbrechen gehandelt habe. M. gehört zu den Verfassern eines offenen Protestbriefes gegen diese Entscheidung. Sowohl die Diskussionen als auch die Forschung zu diesem Thema sind also noch lange nicht abgeschlossen.

Von ukrainischer Seite hat insbesondere Volodymyr Vjatrovyč zu dieser Debatte beigetragen. Er bezeichnet die Ereignisse in Wolhynien im Jahr 1943 als „polnisch-ukrainischen Krieg“ und bestreitet die Existenz eines politischen Plans der UPA-Führung zur Vernichtung Polens.³ Die Tatsache, dass Vjatrovyč 2014–2019 das Ukrainische Institut für Nationales Gedächtnis geleitet hat, unterstreicht den primär politischen Charakter dieser Debatte, bei der die jeweiligen Erinnerungen bzw. nationalen Traumata der Polen und Ukrainer miteinander konkurrieren.

Die vorliegende Monografie bleibt nach wie vor die gründlichste Fachstudie zu diesen schwierigen Themen und leistet gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zur Erforschung einer Auseinandersetzung im Rahmen des Zweiten Weltkriegs auf regionaler Ebene.

Münster

Kateryna Kobchenko

³ Vgl. eine Gesprächsrunde mit Motyka und Vjatrovyč aus dem Jahr 2023: MAGDALENA PIGAMONTI: Wolyn 1943. Porozuminnia mozhlyve? [Volyn 1943. Ist gegenseitiges Verständnis möglich?], <https://novapolshcha.pl/article/primirennya-mozhlive-rozmova-provolin/> (15.04.2024).

Mariusz Mazur: The Mentality of Partisans of the Polish Anti-Communist Underground 1944-1956. (Routledge Histories of Central and Eastern Europe.) Routledge. London 2023. X, 345 S. ISBN 978-1-03-236163-5. (€ 148,95.)

The relatively neutral title of this book is not entirely correct because the key subject of this study is not so much the mentality but the descent from principles to sheer brutality, which by the early 1950s came to characterize the activities of anti-communist groups. But the key point made by the author is summarized on page 278 where he cites Patrick Money: “Man’s natural instinct is to throw off the moral demands imposed by society and to free himself of all inhibitions. War offers this possibility and endows the civilized being, hemmed in by laws, with extraordinary power [...] the process of regression is only a matter of time: the time necessary for the collapse of social and moral conventions.”

What Mariusz Mazur does in this book is to focus entirely on the way the post-war partisans felt about their situation, what motivated them, and what difficulties they faced in maintaining their commitment to the principle of fighting for an independent Poland once the communist regime was established. This is not a history book but a study of the psychology of groups that start with the premise that they are on a quest, but then gradually find themselves marginalized, bypassed, and finally overtaken by events. What happens to those men and what do they do next? A historian reading this book will be, in equal measures, frustrated and intrigued; frustrated because the author does not pay much attention to the historical events that defined the anti-communist opposition after the end of the war. He makes only passing references to the activities of the security services and the newly emerging state even though they are the focal point of the groups’ military activi-

ties. By 1947, state amnesties had weakened the cohesiveness of the anti-communist groups, but the author addresses the emotional consequences of state actions while ignoring their historic significance. At the same time, a historian reading this book will learn a lot about subjects that are not addressed at all in history books on that period. The reader will be informed of the ever-present problems of security and the presence of the anti-communist opposition during the period when the communists were consolidating their grip on power. The information that M. provides is focused on what the members of the underground experienced and what they thought about their objectives, personally and as a group, and finally, it outlines their demoralization, which resulted in their becoming robbing and pillaging bands. Historians who have traditionally focused on the politics of that period will benefit from a detailed study of the anti-communist opposition.

M. takes an unusual approach in focusing on the post-hostilities activities of the wartime opposition. The wartime underground resistance has been studied extensively and is the subject of Polish- and English-language publications that are too numerous to reference in this review. The post-war anti-communist resistance has been highlighted in recent years by the PiS government in Poland, which referred to them as men and women who did not give up and who in fact did not abandon the lofty principles of fighting for Poland's independence. What M. has shown by focusing on individuals' motives is that these partisans, most of whom were men, were as prone to moral bankruptcy and committing atrocities against innocent people as those against whom they were fighting. He does not engage with recent historical controversies, but the conclusions of this study are unmistakable. In the seven chapters in which he tries to understand and explain what drove those men, what their vision of the future was, and how they justified their own position and actions, the author conducts a study of post-conflict demoralization.

One might ask whether an opposition movement, which was disunited from the outset and which during the period 1945–1948 completely lost its sense of purpose, is of any value. The answer to this question is undeniably in the affirmative. The Polish wartime resistance movement was always important because of the severity of the occupation, the collapse of the main opposition groups after the Warsaw Uprising, and finally, because of the Soviet takeover of Poland. What followed was the gradual collapse of opposition groups, who, as this study shows, clung to illusory principles while descending into robbery and inertia. This is not a unique situation in Poland; in fact, this is probably the norm with all forms of post-hostility social normalization. The author has approached the subject as a psychological study, which means that the book goes beyond being a historical monograph and is clearly intended to be a study of the mentality of those who continued to defy the post-hostility normalization.

The book is based on an impressive analysis of sources (personal accounts, security service reports, and memoirs of those who defined themselves as members of the opposition) that throw light on the motives and actions of individual actors. M. is very meticulous in indicating how he has analyzed the information contained in the wide variety of sources he has used, but he also scrupulously acknowledges the limits of these sources.

For a historian this is an unusual monograph, but one that undisputedly will become a model for the study of societies in the wake of conflicts.

London

Anita J. Prazmowska

War and Remembrance. World War II and the Holocaust in the Memory Politics of Post-Socialist Europe. Hrsg. von Paul Srodecki und Daria Kozlova. (War (Hi)Stories, Bd. 12.) Brill Schöningh. Paderborn 2023. IX, 310 S., Ill. ISBN 978-3-506-79092-7. (€ 129,-)

Soziale und kulturelle Erinnerung dienen der Selbstvergewisserung einer Gruppe, sie wirken integrierend, sie haben Appellfunktion. *Memory politics* ist in dem vorliegenden Band offensichtlich als synonym mit Geschichtspolitik als eine Dimension der Geschichtskultur zu verstehen. Es wird zum Anliegen der Politik, geschichtliche Erinnerung zu gestalten und zu kontrollieren, Diskurse mitzubestimmen oder gar vorzuschreiben. Je autoritärer ein System, desto eher ist es bestrebt, die Erinnerung in nur ein einziges, als verbindlich erklärtes Narrativ einzubinden.

Die zwölf Beiträge des Sammelbandes sind verbunden durch den Raum des „postsozialistischen Europa“. Zu den gemeinsamen Erfahrungen der Länder im östlichen Europa gehört der Umbruch in der Erinnerungskultur parallel zur Ablösung der sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung, zur Auflösung der sowjetischen Hegemonialsphäre und zum Zerfall der UdSSR und Jugoslawiens. Von Russland und Belarus abgesehen, verlor das bis dahin verbindliche Heldenarrativ von der positiven Rolle der Roten Armee und ihrer Unterstützer als Befreier vom Faschismus seine Verbindlichkeit. Dasselbe gilt in den Nachfolgestaaten Jugoslawiens für den Blick auf die Rolle der Partisanen. Demgegenüber hat nun das Narrativ von der Opferrolle der eigenen Nation an Gewicht gewonnen. Teilweise damit verbunden sind Neigungen zur Rehabilitation des damaligen Agierens profaschistischer bzw. aggressiv nationalistischer Kräfte und zur Relativierung von Verbrechen dieser Seite. Insgesamt gesehen herrscht nun eine Ambivalenz zwischen der abwägenden Offenheit für verschiedene Narrative und der Tendenz, neue Eindeutigkeiten durchzusetzen.

Der Holocaust als Teil der eigenen Geschichte in den von Timothy Snyder so genannten *Bloodlands* – zu denen man für die Jahre 1941–1945 auch den Raum Jugoslawiens rechnen kann – war in der Geschichtskultur der sozialistischen Länder ein marginales Thema. Der hier eingetretene Wandel in den letzten drei Jahrzehnten steht in ursächlicher Verbindung mit dem europäischen Integrationsprozess und der Orientierung an der Holocaust-Gedächtniskultur im Westen.

Diese allgemeinen Befunde, die sich aus der Gesamtheit der Beiträge des Bandes ergeben und zu denen auch Paul Srodecki im einleitenden und zugleich zusammenfassenden Kapitel „A Difficult Relationship – World War II and Remembrance in Post-Socialist Europe“ gelangt, zeigen sich in den weiteren elf Kapiteln in vielen Varianten – je nach Besonderheiten des Landes und dem gewählten Schwerpunktzugriff des Autors, der Autorin.

Im zweiten Beitrag der Sektion „Conceptual and Theoretical Frameworks“ erläutert Frank Golczewski die überall ähnlichen Mechanismen von Erinnerungspolitik, begonnen mit der Auswahl des als erinnerungswürdig Erklärten und des planvoll zu Vergessenden. Ist das Narrativ heroisierend? Oder betont es das Leiden? Gilt es dem Anliegen, vor der Wiederholung von Ähnlichem zu warnen, oder ruft es zur Wiederholung der Tat auf? Der Artikel ist auf Denkmäler konzentriert, doch verwiesen wird auch auf Gedächtnisträger wie Straßennamen und die Ordnung der Feiertage. Neben dem Systemumbruch nennt G. als Faktor für den radikalen Wandel der Geschichtspolitik seit 1989/91 auch den Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis, das langsame Aussterben der Zeitzeugengeneration. Wir sollten, wie hier ergänzt sei, diesen gleitenden Übergang des Generationswechsels seinerseits als vorbereitenden Faktor für den politischen Umbruch benennen. Diesem ging schon in den 1980er Jahren die Entfaltung neuer, das offiziöse Bild infrage stellender Diskurse voraus.

Sechs Beiträge gelten jeweils einzelnen Ländern. Elizaveta Gaufman zeigt in aller Deutlichkeit den Sonderweg Russlands: Auch wenn Denkmäler und Straßennamen großteils geblieben sind, ist die Erinnerung an Revolution und Revolutionäre doch verblasst. Das Narrativ vom Großen Vaterländischen Krieg hingegen hat seinen Platz in der Erinne-

runbspolitik in unveränderter Deutung behalten. Im sich moderner Medien bedienenden *militainment* wird die Kriegsgewalt zum Gegenstand von Unterhaltung, am ausgeprägtesten im Militärpatriotischen Park der Kultur und Erholung der Streitkräfte der RF westlich von Moskau. Erstaunlicherweise erwähnt die Autorin nicht, dass zum Gesamtkomplex auch die neu errichtete, im Baustil eklektische riesige orthodoxe „Kirche der Streitkräfte der Russländischen Föderation“ gehört – auch diese als Träger patriotischer Mobilisierung und Kriegsverkörperung. Nino Chikovani und Malkhaz Mataberidze zeigen durch den Vergleich u. a. von Schulbüchern die Ablösung vom sowjetischen bzw. russischen Narrativ in Georgien, verstärkt nach dem Krieg 2008.

Wie Darina Volf ausführt, wurde die Erinnerung an die Befreiung Westböhmens 1945 durch US-Truppen jahrzehntelang verdrängt; erst 1990 wurde der Jahrestag in Pilsen gefeiert. Bemerkenswert ist die Diskrepanz zwischen der Abräumung von Denkmälern, z. B. für den Sowjetgeneral Ivan Konev, als Teil der offiziellen Erinnerungspolitik und dem Ergebnis von Befragungen noch 2019, bei denen viele diese *damnatio memoriae* der Rolle der Roten Armee als Befreier bedauerten. Die Judenverfolgung im Protektorat wird als deutsche Angelegenheit weitgehend externalisiert. Der nicht-kommunistische Widerstand ist jetzt stärker in den Fokus gerückt, weitestgehend ausgeblendet bleibt die Beteiligung von Roma daran.

In der Slowakei bleibt der Holocaust nach Einschätzung von Monika Vrzgulová noch immer zu wenig reflektiert. Nebeneinander bestehen ein nationalistisch-katholisches und ein bürgerlich-liberales Narrativ, die sich durch ihre Wertung des Tiso-Regimes unterscheiden. Auf die Verortung des letztlich gescheiterten Nationalaufstandes 1944 in der heutigen Erinnerungskultur geht die Autorin nicht ein. Die wörtliche Übersetzung des Namens der 1863 gegründeten Kulturorganisation (Matica slovenská) als „Slovak Mother“ (S. 129) ist zu korrigieren. „Matica“ bedeutet „Bienenkönigin“, hier zur metaphorischen Selbstbeschreibung der Rolle im kulturellen Leben.

Jelena Jorgačević Kisić und Olga Manojlić Pintar konzentrieren ihren Beitrag zu Serbien und Kroatien auf die sich in vielem gegenseitig ausschließenden Narrative; gemeinsam ist die Dekonstruktion des ausschließlich positiven Bildes von der Rolle der Partisanen. Der Kult um deren gerechten Sieg unter Titos Führung war ein wichtiger Integrationsfaktor des sozialistischen Jugoslawien; hingegen waren die von den Partisanen begangenen Massenhinrichtungen bei Kriegsende ein Tabuthema. So gerechtfertigt die Aufarbeitung dieser Verbrechen ist, so problematisch ist die fallweise Neigung, damit die Verbrechen der Ustaša zu relativieren. Unabhängig von ihrer Verantwortung für zahlreiche Gewalttaten während des Krieges sind die *Četnici* als Kämpfer für die serbische Sache in Serbien rehabilitiert worden. Der Artikel dürfte für Leserinnen und Leser, denen das Geschehen im Raum des ehemaligen Jugoslawien nicht genauer bekannt ist, nicht leicht zu lesen sein. Vor allem erfolgt die Gegenüberstellung von Positionen im „carousel of memories“ (S. 150) fallweise ohne jede Einschätzung von deren Plausibilität. Es heißt einfach, eine kroatische Kommission habe 1999 festgestellt, im KZ Jasenovac seien 2 238 Menschen getötet worden. In Serbien spreche man zumeist von 700 000 Opfern (S. 158). Hier wäre ein Hinweis auf die heute weitgehend akzeptierte Zahl von 80 000–100 000 Opfern angemessen gewesen.¹ In Kroatien ist, wie ergänzt sei, abzusehen, dass die Zeit des Zweiten Weltkriegs als Thema der Erinnerungskultur immer mehr in den Schatten des „Krieges um die Heimat“ 1991–1995 tritt.

¹ Vgl. zum Forschungsstand: VLADIMIR GEIGER: Pitanje broja žrtava logora Jasenovac u hrvatskoj i srpskoj historiografiji, publicistici i javnosti nakon raspada SFR Jugoslavije – činjenice, kontroverze i manipulacije [Die Frage der Opfer im Lager Jasenovac in der kroatischen und serbischen Historiografie, Publizistik und Öffentlichkeit nach dem Zerfall der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien – Tatsachen, Kontroversen und Manipulationen], in: Časopis za hrvatsku povijest 52 (2020), 2, S. 517–587, <https://doi.org/10.22586/csp.v52i2.11253>.

Die Befunde im Beitrag von David Feest zu Estland dürften in vielem auch für Lettland und Litauen Gültigkeit haben. Gemeinsam ist die Erfahrung, Opfer dreier Aggressionen durch zwei Systeme geworden zu sein. Das Gedenken an die deutsche Besatzung ab 1941 steht heute im Schatten der Erinnerung an die Erfahrungen bei den beiden Annexionen durch die Sowjetunion 1940 und 1945. Hier mit Bezug speziell auf Estland konstatiert F., dass lokale und globale Sichtweisen sich nie vollständig decken werden. Ein Kampf um Erinnerungen sei aber besser als ein institutionalisiertes kollektives Gedächtnis.

Die letzten vier Beiträge des Bandes gelten „Museums, Memorials and Monuments as Controversial Objects of Cultural Memory“. Ljiljana Radonić erkennt in den in vielen Ländern neuen oder völlig neu gestalteten Museen zwei Hauptbotschaften: Sie sollen den europäischen Standards auch bezogen auf die Einordnung des Holocaust genügen, und sie appellieren an die Länder, die im Kalten Krieg den „Westen“ bildeten, das Leiden der Völker im östlichen Europa stärker zur Kenntnis zu nehmen. Die Distanzierung vom früheren sowjetischen Narrativ sei dabei in den baltischen Staaten besonders ausgeprägt.

Zur Erinnerungspolitik in Belarus gehört, wie Kristiane Janke ausführt, die planvolle Einbeziehung der Standorte von Museen in die Stadtplanung. In Belarus ist nach den Unruhen von 2020 bei den Umgestaltungen und Neubauten die Pflege einer noch stärker geschlossenen Erzählung der Geschichtskontinuität des Landes seit dem Mittelalter bei starker Gewichtung der als positiv gewerteten Entwicklungen seit der Unabhängigkeit 1991 zu erwarten. Die Geschichte des Judentums im Raum von Belarus und der Holocaust dürften nur Randthemen werden.

In ihrem Beitrag zu Darstellungen des Zweiten Weltkriegs in ukrainischen Museen zeigt Daria Kozlova, dass alle Präsidentenwechsel seit 1991 mit Umbrüchen in der Erinnerungspolitik verbunden waren, während sich demgegenüber der Wandel der Konzepte in den Ausstellungen der Museen in langsameren Konjunkturen vollziehe. Erst allmählich habe die friedliche Koexistenz von sowjetischen und ukrainisch-nationalen Narrativen ihr Ende gefunden, und auch das Opfergedenken sei zum Thema geworden. Die Erfahrung des Euromajdan habe der Neukonzeptionierung starke Impulse gegeben.

Zsuzsanna Agora und George Deak befassen sich mit der Holocaust-Erinnerung in Ungarn nach 1989. Im „Haus des Terrors“ sind Pfeilkreuzlerherrschaft und Holocaust nur Nebenthema, im Vordergrund steht die Gewalt seitens der Kommunisten nach 1945. Die Erinnerung an den Holocaust ist in ein anderes, in einer ehemaligen Synagoge eingerichtetes und weniger bekanntes Museum ausgelagert. Das Gebäude des auf Biografien gerade von Geretteten ausgerichteten „Museums der Schicksale“ wurde zwar bereits vor einem Jahrzehnt fertiggestellt, doch das Museum ist noch nicht eröffnet, da vor allem jüdische Organisationen in Ungarn selbst den Vorwurf erheben, es verharmlose die Beteiligung von Ungarn als Mittäter beim Holocaust (S. 283).

Schon diese Auswahl an historischen Sachverhalten, an Formen und Mechanismen der Erinnerung zu Zweitem Weltkrieg und Holocaust mag verdeutlichen, dass vorliegender Sammelband geradezu als ein Handbuch zum Thema der Geschichtspolitik in den postsozialistischen Ländern dienen kann. Zu dessen Nutzbarkeit tragen die reiche Dokumentation an Forschungsliteratur in jedem Beitrag wie auch ein Register mit Orts- und Personennamen und einzelnen Sachbegriffen bei. Ein zweiter Band mit weiteren elf Beiträgen zum Themenkomplex ist angekündigt (S. IX).

Es gilt einfach, mit der Pluralität von Erinnerungen – auch unterschieden nach Männern und Frauen und Generationen (S. 169) – zu leben. Doch dazu gehören nicht das Akzeptieren von sachlich Falschem und das Verschweigen von Unliebsamem. Opfer- und Täterrolle können in einer Person, einer Gruppe vereint sein. Es gibt weder eine kollektive Schuld noch kollektive Unschuld; es zählen die Taten und das Verhalten des Individuums.

Kiel

Ludwig Steindorff

Gender, Generations, and Communism in Central and Eastern Europe and Beyond.

Hrsg. von Anna Artwińska und Agnieszka Mrozik. (Routledge Research in Gender and History, Bd. 42.) Routledge. London 2020. VII, 302 S. ISBN 978-0-367-42323-0. (£ 104,-.)

Dem von Anna Artwińska und Agnieszka Mrozik betreuten Sammelband liegt der Anspruch zugrunde, Gender und Generationen als analytische Konzepte für die Untersuchung des Kommunismus nutzbar zu machen. Die Autorinnen entwickeln dafür den Generationenbegriff Karl Mannheims weiter, indem sie diesen nicht nur genealogisch, sondern auch sozial verstehen. Damit wird es möglich, dessen – in der Ostmitteleuropaforschung weitverbreiteten – normativen Ansatz zu überwinden, der vor allem in teleologischer Manier genutzt wurde, um die „Zeit seit dem Kommunismus“ (S. 16) zu untersuchen. In diesem Sammelband werden geschichts- und literaturwissenschaftliche Perspektiven mit kunstgeschichtlichen und soziologischen Ansätzen verbunden, um zu untersuchen, wie die Geschichte(n) von *gender*, *communism* und *generations* zusammenhängen.

Aus der Perspektive eines Historikers untersuche ich im Folgenden, welchen Mehrwert dieser Forschungsansatz für die Geschichtswissenschaften bietet, und diskutiere insbesondere diejenigen Aufsätze, die für Ostmitteleuropahistoriker:innen von Interesse sind.

Der Band ist in vier Teile gegliedert. Im ersten Abschnitt werden die grundlegenden theoretischen Konzepte von den Hrsg. – ergänzt um einen Beitrag von Sigrid Weigel – überzeugend entwickelt. Der zweite Teil verbindet Fallstudien aus Jugoslawien, Italien, Kuba und Westdeutschland und ist speziell für Historiker:innen von Interesse, die sich mit der Rolle von Frauen bei der Entstehung von Kommunismen in den jeweiligen Ländern beschäftigen. Zudem zeigt der Beitrag von Eloisa Betti am Beispiel Italiens, wie wichtig gerade Kommunistinnen für die Stärkung der Rolle von Frauenrechten waren; noch vor der sog. Zweiten Welle des Feminismus. Zugleich jedoch hinterfragt die Autorin mithilfe des Konzepts *generations* die Einteilung des Feminismus in Wellen, was einen interessanten Anknüpfungspunkt für die Forschung zu Feminismen in Ostmitteleuropa bietet, wo das Denken in Wellen ebenfalls kaum ergiebig ist.¹

Der dritte Abschnitt verfolgt einen biografischen Ansatz. Eröffnet wird er von Natalia Jarska, die in ihrem Beitrag die Position von Frauen in den kommunistischen Eliten Polens nach 1945 mithilfe der Kategorien *gender* und *generations* untersucht. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass dieser Personenkreis von Frauen dominiert wurde, die bereits in der Zwischenkriegszeit aktiv gewesen waren, in der jüngeren Generation hingegen jedoch fast ausschließlich von jungen Männern. Diese ältere Generation von Kommunistinnen war zugleich für die Identität und „Reinheit“ der kommunistischen Doktrin zuständig, galten diese Frauen doch (in der Selbst- und Fremdwahrnehmung) als bedingungslose Genossinnen.

Der folgende Aufsatz von Barbara Klich-Kluczevska und Katarzyna Stańczak-Wiślicz beschäftigt sich mit den Biografien der polnischen Soziologinnen Magdalena Sokołowska, Barbara Tryfan, Barbara Łobodzińska und Maria Jarosz sowie deren Auseinandersetzung mit *gender*. Die betreffenden Forscherinnen hatten ihre Ausbildung bzw. ihre akademische Laufbahn sämtlich im Stalinismus begonnen. Alle trafen zudem auf Koryphäen der marxistisch inspirierten Soziologie wie Zygmunt Bauman oder Julian Hochfeld und alle kamen erst durch ihre Forschung oder ihren Aktivismus zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema „Frau“. Dies konnte, wie bei Sokołowska, die Beschäftigung mit „Frauenarbeit“ und der geschlechterspezifischen Rollenverteilung in Familien bedeuten oder im Falle Jaroszs die Analyse der Situation geschiedener oder alleinerziehender Frauen. Alle diese Soziologinnen stehen damit sinnbildlich für die Geschlechtergeschichte des polnischen Staatssozialismus, der ihnen die Mög-

¹ AGNIESZKA GRAFF: Lost between the Waves? The Paradoxes of Feminist Chronology and Activism in Contemporary Poland, in: Journal of International Women's Studies 4 (2003), 2, S. 100–116.

lichkeiten zu Bildung und einer akademischen Karriere bot. Zugleich gerieten sie immer wieder in Opposition zu geschlechterpolitischen Maßnahmen des Regimes. Diese Frauen legten den Grundstein für feministische Betrachtungsweisen und damit letztlich die *gender studies* in Polen – und stritten dennoch beständig ab, dass ihr eigenes Geschlecht je eine Rolle bei den untersuchten Themen oder ihrer Karriere gespielt habe.

Die beiden genannten Aufsätze bieten eine neue Perspektive auf (sozialistische bzw. kommunistische) Feminismen, die von der in Teilen „antikommunistischen“ Frauenbewegung nach dem Ende der Staatssozialismus bewusst abgewertet oder marginalisiert wurden. Sie schließen damit Lücken der historischen Forschung. Dies betrifft einerseits die Rolle von Frauen beim Aufbau kommunistischer Staaten und andererseits den damit verbundenen Kampf um Emanzipation.

Für Historiker:innen ebenfalls von großem Mehrwert ist Mroziks Beitrag, der den vierten Abschnitt eröffnet und anhand des zwischen 1948 und 1957 aktiven Verbands der Polnischen Jugend (Związek Młodzieży Polskiej) zeigt, wie dessen Geschichte bei den Protagonist:innen selbst wie auch bei den zeitgenössischen Aktivist:innen bewusst „vergessen“ wurde. Die Autorin exemplifiziert hier, wie mittels der Kategorie *generations* eine anthropologische Dimension in die Geschichtswissenschaft eingebracht werden kann, die für Historiker:innen viele wertvolle Anknüpfungspunkte bietet. Spannend ist ferner Mroziks Fazit, dass linker Feminismus den heutigen Aktivist:innen nicht mehr ins Konzept passe, da das moderne (postkommunistische) Emanzipationsnarrativ (in Polen) nur Frauen zeige, die den Kampf für Frauenrechte mit dem Kampf für nationale Freiheit verbunden hätten.

Gleichwohl bedeutet dies nicht, dass es – wie Francisca de Haan im Fazit behauptet – an seriöser Forschung zu sozialistischen Frauen fehle. Das Gegenteil belegen nicht nur die Autor:innen dieses Bandes selbst, sondern gerade für den polnischen Fall auch andere Forscherinnen wie Małgorzata Fidelis², die bereits genannte Natalia Jarska sowie auch die hier diskutierten übrigen Soziologinnen. So ist es auch kein Zufall, dass in diesem Sammelband viele polnische oder polnischstämmige Autor:innen (nicht zuletzt die Hrsg.) vertreten sind. Zwar ist das Land heute von einem hegemonialen Antikommunismus³ geprägt, der die Auseinandersetzung mit sozialistischen Feminismen lange erschwert hat; doch gibt es gerade dort besonders spannende sozialistisch-weibliche Lebensläufe und eine zunehmende Auseinandersetzung mit dem feministischen Erbe kommunistischer Frauen.

Viele Aufsätze in diesem Sammelband sind somit für Historiker:innen interessant, tragen sie doch zu einem besseren Verständnis der Rolle von Frauen in kommunistischen Bewegungen bei. Damit dekonstruieren sie zugleich das gängige Narrativ, der Kommunismus sei von Männern geschaffen worden. Kritisch angemerkt sei, dass die theoretischen Konzepte von *gender* und *generations* teilweise deskriptiv und nicht, wie in der Einleitung angekündigt, analytisch verwendet werden. So sind etwa manche Aufsätze eher ein Beitrag zur (ebenfalls wichtigen) Frauengeschichte als zu einer Geschlechtergeschichte im Sinne Joan Scotts.⁴

Dies schmälert allerdings nicht den Wert des Buches für ein besseres Verständnis von Kommunistinnen oder linken Aktivistinnen und deren Einfluss auf den Feminismus weltweit.

Frankfurt (Oder) – Wien

Johannes Kleinmann

² Vgl. beispielsweise: MAŁGORZATA FIDELIS: *Women, Communism, and Industrialization in Postwar Poland*, Cambridge, MA 2010.

³ Vgl. beispielsweise: MICHALINA GOLINCZAK: *Communism as a General Crime. Applying Hegemony Analysis to Anti-Communist Discourse in Contemporary Poland*, in: *Praktyka Teoretyczna* 31 (2019), 1, S. 94–117.

⁴ JOAN SCOTT: *Gender. A Useful Category of Historical Analysis*, in: *American Historical Review* 91 (1986), 5, S. 1053–1075.

Gergely Kunt: The Children's Republic of Gaudiopolis. The History and Memory of a Children's Home for Holocaust and War Orphans (1945–1950). Central European University Press. Budapest u. a. 2022. VII, 236 S. ISBN 978-963-386-443-2.

Der 1947 unter der Regie von Géza von Radványi gedrehte und 1948 veröffentlichte Spielfilm *Valahol Európában* (Irgendwo in Europa) ist eine der bekanntesten ungarischen Filmproduktionen. Bereits 1948 wurde er auf dem Internationalen Filmfestival von Locarno für mehrere Kategorien nominiert. Auch heute noch erfreuen sich in Ungarn sowohl der Film als auch die Musical-Variante aus dem Jahr 1995 ungebrochener Popularität, was sich u. a. darin zeigt, dass der Film bis heute auf der Liste der sog. „Budapester 12“ (die besten zwölf ungarischen Filme aller Zeiten) steht. Weniger bekannt sind die Hintergründe und die Entstehungsgeschichte, die nun in dem Buch des Historikers Gergely Kunt detailliert vorgestellt werden.

Der Vf. ist Leiter des Instituts für Geschichte an der Universität Miskolc und ein breit ausgewiesener Wissenschaftler, der bereits mehrere Monografien zu diversen Themen – u. a. zur Deportation der deutschen Minderheit aus der Region Miskolc in die Sowjetunion 1944/45¹ – vorgelegt hat. Über viele Jahre hinweg sammelte er Tagebücher aus Nachlässen und aus Privatbesitz und verfasste auf Grundlage dieses speziellen Quellenmaterials Bände über sexuelle Gewalt im Zweiten Weltkrieg² und die Erfahrungen von Teenagern während der 1940er Jahre in Ungarn.³

In seinem neuen, in englischer Sprache publizierten Werk erzählt er eine komplexe Geschichte, die sich in zwei größere Teile gliedern lässt. Die ersten drei Hauptkapitel stellen die Geschichte von „Gaudiopolis“ vor. Nach der deutschen Besatzung Ungarns am 19. März 1944 rettete der lutherische Geistliche und Politiker Gábor Sztéhlo etwa 1 600 Personen, mehrheitlich Kinder, vor der Verfolgung und Ermordung. Nach dem Krieg gründete er ein Waisenhaus und eine Elementarschule namens PAX für – nicht ausschließlich – jüdische Kinder, die ihre Eltern während des Krieges und der Judenverfolgung verloren hatten. In der Einrichtung in Budapest wurden moderne pädagogische Methoden ausprobiert und praktiziert, die nicht nur zur Aufarbeitung persönlicher Traumata beitragen, sondern den Schülern auch ein zukunftsfähiges Demokratieverständnis beibringen sollten. Dieses Vorzeigeprojekt, in dem die Kinder in einer eigenen Gesellschaft und nach eigenen Gesetzen lebten, wurde „Gaudiopolis“ – Stadt der Freude – genannt. Die Jugendrepublik konnte sich jedoch nach einigen Jahren nicht mehr gegen die neu etablierte sozialistische Diktatur wehren. 1950 wurde die PAX-Schule – ebenso wie alle anderen Elementarschulen in Ungarn – verstaatlicht, was dem Projekt ein Ende setzte. Sztéhlo und viele Schüler verließen das Land während der darauffolgenden Jahre. Deren Erbe wurde jedoch in *Valahol Európában* verewigt: Der Film erzählt die Geschichte einer Gruppe von Waisenkinder nach dem Krieg. Ferner wurden frühere PAX-Schüler als Schauspieler miteinbezogen.

K. bietet in seinem Buch einen tiefen Einblick in die Entstehungsgeschichte und Tätigkeit des PAX-Projekts, wobei er einen weiteren Fokus auf Sztéhlos Lebensgeschichte legt. Seine Ausführungen stützt er auf eine breite Basis von Primär- und Sekundärquellen: Dazu gehören die reich vorhandene administrative Überlieferung aus diversen ungarischen Archiven und Bibliotheken, Sztéhlos Memoiren, Pressematerial, die eigenen internen

¹ GERGELY KUNT, JÓZSEF KIS: Málénkij robot Nagy-Miskolcon [Malenkij Robot in Groß-Miskolc], Miskolc 2020.

² GERGELY KUNT: Kipontozva ... nemi erőszak második világháborús naplókbán [Ausgepunktet ... Vergewaltigung in den Tagebüchern des Zweiten Weltkriegs], Budapest 2019.

³ GERGELY KUNT: Kamasztükrök. A hosszú negyvenes évek társadalmi képzetei fiatalok naplóiban [Jungspiegel. Gesellschaftsvorstellungen der Jugendlichen in Tagebüchern der langen 1940er Jahre], Budapest 2017.

Veröffentlichungen der Schüler von Gaudiopolis und Interviews mit ehemaligen Schülern und Erziehern. Diese Quellengrundlage ermöglicht es, die pädagogischen Praktiken und den Alltag in der Jugendrepublik detailliert darzustellen, wobei einige Elemente – wie die „soziale Ordnung“ von Gaudiopolis oder die „Halandza-Sprachtherapie“ – hervorgehoben und die Publikationen der Kinder (u. a. eine eigene Zeitung, zumeist mit Nachrichten über das Leben in der Einrichtung und Gedichten der Schülerschaft) näher in den Blick genommen werden. Darüber hinaus analysiert der Vf. die Zusammensetzung der Schülerschaft nach sozialer Herkunft, Konfession und Geschlecht und verschließt dabei auch nicht die Augen vor kritischen Punkten. So hebt er z. B. hervor, dass unabhängig davon, dass an der ursprünglich nur für Jungen vorgesehenen Einrichtung allmählich auch Schülerinnen aufgenommen wurden, bis sie etwa ein Drittel der Schülerschaft ausmachten, diese bei der Publikationstätigkeit und in den leitenden Positionen der Jugendrepublik durchaus unterrepräsentiert blieben.

Im letzten Hauptkapitel analysiert K. den Film *Valahol Európában*, der eng mit dem PAX-Projekt verbunden war. Mehrere der Kinderschauspieler waren PAX-Schüler. Darüber hinaus arbeitet die Handlung auch die Geschichte von elternlosen Vagabundenkindern auf, die eine eigene Gesellschaft bildeten und eigene Gesetze befolgten. K. stellt die Zusammenhänge zwischen dem Film und der PAX-Realität dar und zeigt die Parallelen zwischen einigen Film-Charakteren und realen Personen. Nicht nur die Entstehungsgeschichte des Films wird im Buch erläutert (die Dreharbeiten wurden von der Kommunistischen Partei Ungarns gefördert, weil man hoffte, der Film würde die eigenen ideologischen Inhalte untermauern), sondern auch dessen Wirkung und Folgen. Die fertige Produktion vermittelte nämlich Botschaften von Demokratie, Humanismus, Frieden und Verständigung, die für das neue politische System weniger tragfähig erschienen. Daher wurde der Film während der Jahre der Staatssozialismus aus der offiziellen Erinnerungskultur hinausgedrängt – genauso wie das gesamte PAX-Projekt. Dadurch ist die Geschichte sowohl von Gaudiopolis als auch des Films ein repräsentatives Beispiel für den damaligen Umgang in Ungarn mit der jüngsten Vergangenheit.

K. fasst die Fäden dieser komplexen Geschichte auf etwa 200 Seiten verständlich und gut lesbar zusammen. Das Cover – mit einer Karte von Gaudiopolis als Illustration – spricht auch Laien an. Die Studie bietet einen tiefen Einblick sowohl in das konkrete Thema als auch in die unmittelbare Nachkriegsgeschichte Ungarns. Aktuell, 75 Jahre nach der Veröffentlichung des Films, und zu einer Zeit, in der die Zahl der noch lebenden PAX-Kinder immer kleiner wird, besteht die Gefahr, dass das Projekt in Vergessenheit gerät. K. hat einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, dass sowohl Szttehlos Lebenswerk als auch die Geschichte von Gaudiopolis, trotz aller entgegengesetzten Bemühungen während des Staatssozialismus, aus dem kommunikativen in das kulturelle Gedächtnis übergehen können.

Budapest

Beáta Márkus

Urszula Pękala: Versöhner Europas? Die Rolle katholischer Bischöfe im deutsch-französischen und deutsch-polnischen Versöhnungsprozess (1945–1990). (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 267.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2023. 511 S. ISBN 978-3-525-57351-8. (€ 90,–.)

Publikationen über kirchliche Aspekte im Kontext der deutsch-französischen und insbesondere der deutsch-polnischen Beziehungen liegen inzwischen in größerer Zahl vor. Doch sie beschränken sich gewöhnlich auf einzelne besondere Ereignisse und ihre Gewichtung für das bilaterale Verhältnis. Urszula Pękalas Habilitationsschrift hebt sich von dieser Tendenz anregend ab und untersucht die beiden Versöhnungsprozesse in ihrer gesamten Komplexität von 1945 bis 1990. Damit füllt P. nicht nur ein Forschungsdesiderat, indem sie eine zugleich fundierte und facettenreiche Überblicksdarstellung vorlegt. Mit dem gewählten komparatistischen Ansatz gelingt es ihr zudem auch, einerseits die jeweilige

Eigenart der untersuchten Versöhnungsprozesse herauszuarbeiten und andererseits ihre gemeinsame christlich-religiöse Basis darzulegen. Daran anknüpfend, ordnet sie die bischöflichen Verständigungsbestrebungen eindeutig dem Bereich der gesellschaftlichen Versöhnungsinitiativen zu.

In fünf übersichtlich strukturierten Kapiteln werden die Rahmenbedingungen, Prämissen und Handlungsräume der Bischöfe behandelt – sowohl der Hauptprotagonisten als auch der episkopalen Gremien, die in die untersuchte Thematik involviert waren. Ausgehend von der Kriegserfahrung der Bischöfe, die sich aufgrund des extremen Terrors unter der nationalsozialistischen Besatzung in Polen von der französischen unterschied, hebt P. die politischen Herausforderungen insbesondere im Fall Polens hervor. Der weltanschauliche Gegensatz zwischen der christlichen Glaubenslehre und der kommunistischen Ideologie – und damit verbunden zahlreiche Versuche der Warschauer Regierung, die katholischen Bischöfe zu diskreditieren – setzten die polnischen Diözesanhirten andauernd unter Druck. Umso mehr verwundert es, wie im zweiten Kapitel ausgeführt, dass es den Bischöfen trotz dieser schwierigen Ausgangslage dennoch gelang, erstaunlich viele Kontakte, persönliche Begegnungen und in der Folgezeit auch gemeinsame Initiativen zu entwickeln. In diesem Zusammenhang zeigt P. eine überraschende Asymmetrie auf: Der deutsch-polnische Versöhnungsprozess gestaltete sich, wenngleich zeitversetzt, deutlich intensiver als der (west)deutsch-französische, bei dem die Verständigung von den Regierenden in Paris und Bonn ausdrücklich gewollt war. Sie wünschten eine Untermauerung der Verständigungspolitik durch gesellschaftliche Akteure, sodass hier die katholischen Bischöfe vornehmlich als Unterstützer auftraten. Im deutsch-polnischen Verhältnis kompensierten die Bischöfe (faktisch bis zum Beginn der Ostpolitik) das Fehlen jeglicher politischer Annäherung und agierten daher als Initiatoren und Pioniere der Verständigung.

Im dritten Abschnitt erweitert die Vf. die untersuchten Versöhnungsprozesse, indem sie diese mit den jeweiligen innergesellschaftlichen Nachwirkungen der Kriegszeit verknüpft. So sind die deutsch-französischen Versöhnungsbemühungen im Zusammenhang mit dem Bemühen der französischen Bischöfe zu sehen, die Spannungen um die „Abrechnung“ mit den Vichy-Kollaborateuren zu überwinden; in der Bundesrepublik galt es, die Gegensätze zwischen Einheimischen und Ostvertriebenen zu bewältigen. Die polnischen Bischöfe sahen sich dagegen mit einem kirchenfeindlichen Regime konfrontiert, das fast unablässig dem Episkopat vorwarf, seine Kompetenzen zu überschreiten und in staatliche Angelegenheiten einzugreifen. So macht P. deutlich, dass die als theologisch-religiöses Konzept verstandenen bischöflichen Versöhnungsbestrebungen auf Widerstände stießen und in Polen wiederholt von der Regierung desavouiert wurden.

Das vierte und zugleich umfangreichste Kapitel widmet sich drei ausgewählten Problemfeldern der Versöhnung. Zwei von ihnen stehen für den Umgang der Bischöfe mit der jüngsten Vergangenheit: Geschichtsnarrative über den Zweiten Weltkrieg sowie die Schuldfrage im Kontext des NS-Unrechts. Das dritte Feld bezieht sich auf den territorialen Streitfall Oder-Neiße-Grenze (sowie bezüglich Frankreichs auf die Saarfrage). P. zeigt auf, dass der Zweite Weltkrieg im deutsch-französischen Versöhnungsprozess kaum eine Rolle spielte, während er im deutsch-polnischen Verhältnis stets präsent war. Die Bischöfe hätten erkannt, dass ein Schuldeingeständnis und damit die Anerkennung des erlittenen Unrechts eine notwendige Voraussetzung für die Versöhnung darstelle. P. stellt zudem heraus, dass der Versöhnungsprozess nicht ausschließlich auf die Bewältigung einer schuldhaften Vergangenheit fokussiert blieb, sondern auch von der Suche der Bischöfe nach einer verbindenden Vergangenheit geleitet war, aus der Hoffnung für ein friedliches Zusammenleben geschöpft werden konnte.

Bezüglich der Oder-Neiße-Grenze illustriert P. die Dilemmata, denen sich die deutschen und polnischen Bischöfe ausgesetzt sahen. Da die Frage der Grenzanerkennung auch die Regelung kirchlicher Strukturen in den vormaligen deutschen Ostgebieten betraf, musste das theologisch-religiöse Konzept der Versöhnung zwangsläufig auf politische Gegensätze stoßen. Wie die Autorin zeigt, erhofften sich die polnischen Bischöfe von

ihren deutschen Amtsbrüdern einerseits eine klare Parteinahme für die Endgültigkeit der Oder-Neiße-Grenze mit dem Ziel, sich nicht dem Vorwurf der kommunistischen Regierung in Warschau auszusetzen, sie träten nicht entschieden genug für die Interessen des polnischen Volkes ein. Andererseits zogen sie damit in der (west)deutschen Öffentlichkeit den Verdacht auf sich, sie würden mit dem kommunistischen Regime gemeinsame Sache machen. P. zufolge übten sich die deutschen Bischöfe in der Grenzfrage in vorsichtiger Zurückhaltung, um weder der Regierungspolitik vorzugreifen noch die Vertriebenen und ihre öffentlich präsenten Verbände zu provozieren.

Dazu ist allerdings kritisch anzumerken, dass die Generationserfahrung, auf die P. eingangs rekurriert, stärker hätte gewichtet werden können. Die in der Zwischenkriegszeit geweihten katholischen Geistlichen hatten leidvoll erfahren müssen, dass Friedensverträge, Nichtangriffspakte oder politische Erklärungen keine Grenzen sicherten, sondern aus Machtkalkül und/oder Opportunität eingegangen bzw. verworfen werden konnten. Zudem schien sich der Weimarer Grenzrevisionismus gegenüber Polen nach 1945 entlang der Oder-Neiße-Linie zu wiederholen. Daraus erwuchs bei den Bischöfen eine gehörige Skepsis gegenüber politisch-diplomatischen Deklarationen. Nach ihrer Auffassung garantierten keine Verträge, politischen Denkschriften oder Statements die Grenzen, sondern hauptsächlich ihre mentale Anerkennung durch die betroffenen Gesellschaften. Keine politischen Postulate, die polarisierten, sondern die Akzeptanz der Nachkriegsrealitäten durch die deutsche Bevölkerung war für die katholischen Bischöfe der Schlüssel für eine künftige friedliche Nachbarschaft mit Polen. In diesem Sinne auf die deutsche Gesellschaft, vor allem auf die Ostvertriebenen, geduldig einzuwirken, umschrieb die langwierige Kernaufgabe des deutschen Episkopats im deutsch-polnischen Versöhnungsprozess. Vor diesem Hintergrund ließe sich auch die Zurückhaltung des deutschen Episkopats in der Oder-Neiße-Frage in das theologisch-religiöse Konzept der Versöhnung einschreiben.

Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit den Querverbindungen zwischen den beiden Versöhnungsprozessen. Dabei rückt P. die europäische Ebene in den Mittelpunkt und veranschaulicht, dass es den deutschen, französischen und polnischen Bischöfen gelang, dem jeweiligen Versöhnungsprozess eine europäische Dimension zu verleihen. Letztere war gesamteuropäisch gedacht, d. h. die Ost-West-Teilung überbrückend. Diese Querverbindungen beziehen sich primär auf die späten 1970er und die 1980er Jahre. Dabei wird deutlich, wie viel an Substanz und gegenseitigem Vertrauen die beiden Prozesse inzwischen gebildet hatten. In der Öffentlichkeit hin und wieder verunglückte Aussagen oder Missverständnisse konnten die Bischöfe so untereinander stets unaufgeregt und „brüderlich“ ansprechen und ausräumen.

P. hat eine ausgesprochen ertragreiche Arbeit vorgelegt, die sich durch umfangreiches Quellenstudium, dichte Beschreibung, analytische Schärfe und Reflexion auszeichnet. Diese gut lesbare Studie setzt Maßstäbe für künftige Forschungen zum Thema.

Essen

Severin Gawlitta

Neringa Klumbyte. *Authoritarian Laughter*. Political Humor and Soviet Dystopia in Lithuania. Cornell University Press. Ithaca 2022. XIV, 306 S., Ill. ISBN 9781501766695. (\$ 32,95.)

Neringa Klumbyte's book is a good study of the history of humor in the Soviet Union from the point of view of a former Soviet colonial state, Lithuania. Previous research on Soviet humor was conducted mostly by Russian American scholars, like Serguei Oushakine, who reflected the prevailing Russia-centered approaches to the history of this subject.¹ As a social historian, I was especially impressed that her anthropological study is

¹ See, e.g.: SERGUEI OUSHAKINE: "Against the Cult of Things": On Soviet Productivism, Storage Economy, and Commodities with No Destination," in: *The Russian Review* 73

based on solid historical sources, not just on an oral history approach involving mainly personal interviews. K. used Communist Party and KGB archives, and especially the personal archive of Juozas Bulota, who was the editor-in-chief of the Lithuanian satire and humor magazine *Šluota* (Broom), which was under his leadership from 1956 through to 1985.

The book covers the story of this journal during this post-Stalin socialist period in Soviet Lithuania, using mostly Bulota's materials. K.'s major goal as a cultural anthropologist is to analyze what she calls "authoritarian laughter, the Soviet government's project of satire and humor." Her main idea is to show the "paradoxical" character of this project: "[W]hile it aimed to serve Communist Party ideological agendas and involve editors, artists, writers, journalists, and readers in creating communist society, it encompassed opposition that undermined the government's initiatives" (p. 2). At the same time, she emphasizes that her focus is to demonstrate how multidirectional this project was: "[I]t was communicative exchange among artists and different audiences that was both ideologically correct and oppositional." As she explains, the ambiguous and contextual essence of the authoritarian laughter allowed her to use "the concept of multidirectionality," which shows "its circulation and reception and underscore[s] the fact that the same jokes were often meaningful in different ways to different audiences—authorities, censors and readers" (p. 3).

In the six chapters of her book, K. covers the different subjects of the authoritarian laughter in *Šluota*, namely the "banality of Soviet Power," "political intimacy," "censorial indistinction," "political aesthetics," "satirical justice," and "Soviet dystopia." She describes how Communist ideologists supported *Šluota*'s fight against "unresponsive, inept bureaucrats or the shoddiness of industrial production," and how ordinary readers "could generalize Broom's criticisms to the socialist system itself." As "authorities read depictions of criminals, robbers, homeless people, or sexualized images of women in the West" as a criticism of "rotten capitalism," at the same time, those same images "aroused some readers' fascination with the West and desire to visit it" (p. 3). K. finishes her book with a post scriptum "Revolution and Post-authoritarian Laughter" and a conclusion "Lost Laughter and Authoritarian Stigma," which demonstrates how the satirical traditions of the *Šluota* magazine not only undermined and discredited ideological and cultural practices of late socialism in Soviet Lithuania, but also prepared the political anti-Soviet revolution there.

Unfortunately, this wonderful study of the Lithuanian satirical magazine still (with a few exceptions) reflects the methodological and historiographical situation before 2014, the first Russian war against Ukraine, which eventually became (after 2022) the Russian war against the West. K. was inspired by Russian-American scholars, such as Oushakine, who always ignored the national problems of non-Russian nationalities of the Soviet Union. Like many Western scholars of late socialism, she still uncritically follows Alexei Yurchak's anthropological concepts, which are based on his Russian-centered (in his case, Leningrad-centered) research (see pp. 17, 43, 48, 80, 86, 155, 189, 216, 223). K. overlooks the fact that Yurchak completely ignores problems of regional, national, and religious identities that were shaped by the consumption of Western cultural products in various parts of the Soviet Union.² Yurchak also disregards the importance of the idea of the West for political dissent in the USSR, including Lithuania and Ukraine. (His entire book about late socialism in the Soviet Union never mentions the inspiration of the idea of the West for all Soviet dissidents). His interpretation exaggerates the role of discursive practices while ignoring how visual elements, especially comics, Soviet satirical magazines, such as

(2014), 2, pp. 198–236. See his Princeton University's website as well: <https://anthropology.princeton.edu/people/faculty/serguei-oushakine> (2024-08-22).

² ALEXEI YURCHAK: *Everything Was Forever, Until It Was No More: The Last Soviet Generation*, Princeton, NJ 2005.

Šluota, and Western films, influenced both ideological discourse and local identity among Soviet consumers.

Overall, K. correctly describes the role of the Soviet political police (KGB) in monitoring the Lithuanian satirical magazine and its readers. At the same time, the archival collections of the KGB in Kyiv (SBU Archives), not consulted by K., still contain the documentary files (in fond 16) about the special ideological and political operations against the national humor magazines, like *Perets* (Pepper) in Soviet Ukraine and *Šluota* in Soviet Lithuania between 1956 and 1981. Paradoxically, these facts could strengthen K.'s major arguments and widen the readership for her book.

Despite these minor critical remarks, this book is a major contribution not only to the studies of the Lithuanian cultural history and anthropology of late socialism but also to the field of Cold War culture. It demonstrates and reminds us of how the political practices and traditions of this authoritarian laughter are still alive and are needed to undermine post-Soviet authoritarian regimes such as Putin's Russia.

Muncie, IN

Sergei I. Zhuk

Socialist Internationalism and the Gritty Politics of the Particular. Second-Third World Spaces in the Cold War. Hrsg. von Kristin Roth-Ey. (Histories of Internationalism). New York – London. Bloomsbury Academic 2023. XI, 279 S., Ill. ISBN 978-1-3503-0278-5. (\$ 103,50.)

The Cold War, once perceived as a geopolitical struggle confined to the rivalry between the USA and the USSR, is now seen as a global conflict with broader implications. *Socialist Internationalism and the Gritty Politics of the Particular*, edited by Kristin Roth-Ey, is a notable example of this evolving perspective. This compelling contribution not only reshapes our comprehension of the Cold War but also deftly intertwines the narratives of globalization and decolonization.

At the heart of this book is an intriguing exploration of social spaces co-constructed by the countries in so-called "Second" and "Third" World countries. By exploring such cases, the contributors highlight the strategic, ideological, and everyday considerations that shaped interactions between emerging countries and socialist forces. Many of those instances transcended the usual diplomatic channels and were not limited to cabinet rooms of officials but also included places that are much less commonly understood as socialist spaces, such as bars, prisons, schools, or even the airwaves and letters. Experts from the Czech military, economists from Poland, women from the Soviet Union, doctors from Romania, and writers from Hungary, among others, perceived themselves as influential figures in guiding the postcolonial world and, at times, their own countries to explore possibilities beyond the boundaries of the Socialist Bloc. However, the editor notes that despite the many works on the permeable nature of the Iron Curtain, the lives of those who bridged the gap were anything but ordinary (p. 7.) The book brings these extraordinary individuals to the forefront, humanizes politics, and reveals the complexity of personal experiences.

Throughout the chapters, the specter of imperialism hovers discreetly but persistently in the background, contributing to an undercurrent that nuances the protagonists' experiences and leaves a mark on the interactions described in the work. It is particularly evident in the stories of the book's heroes, such as the chapter "The Travelogue," in which white Eastern Europeans face hostility in former colonies because of their appearance (p. 254.) Małgorzata Mazurek's contribution further emphasizes this theme, illustrating how London-based Polish professors became participants in the Africanization of the university. Thus, former metropolises exerted a subtle influence and shaped the experiences and identities of individuals who, at first glance, seemed liberated from the colonial past. Such cases skillfully highlight the complex interplay of personal factors, particularly emphasizing the critical role of race, colonial experiences, and gender in shaping access dynamics and apparent

power imbalances. The contributors' analysis reveals a painful truth, namely the paradox that access to "global" was not synonymous with "universal", as Roth-Ey puts it in her introduction (p. 11). Against this background, the book makes a convincing case for a concept that goes by various names: "colonialism without colonies,"¹ "crypto-colonies,"² or "colonial complicity."³ Eastern, Central, and Southern European states were entangled in colonial structures and struggled with the complexities and long-term consequences of colonialism. The persistence of the fantasies and social imagination of individuals in these regions, even when they come face-to-face with "the Other" in intimate contexts, is clear evidence of the continuing influence of colonial history. Therefore, the book not only captures the dynamics of personal encounters but also serves as a mirror reflecting the complex interaction of historical legacy with the realities of "Second" and "Third" World meetings.

The key problem of the book is the omission of source materials originating from the "Third" world. Most narratives are based on evidence from the Bloc and represent just socialist perspectives, resulting in a noticeable deficiency of experiences of the other side. Such narrative asymmetry becomes evident when considering the intrinsic dualistic nature of the bilateral agreements in the Cold War, which oftentimes included more than two parties (p. 14). As a result, readers are afforded only occasional insights into the diverse and complex experiences of individuals from the "Third" World. One such instance could be seen in the contribution of Alena Alamgir, who gives agency to Vietnamese prisoners in Czechoslovakia (p. 229). However, she relies on materials from the Czech archives, which also poses limitations. Thus, by giving a voice to other actors, scholars could have developed a more comprehensive, inclusive, and holistic portrayal of the reciprocal interactions at play.

Nevertheless, in delving into each chapter, the reader is treated to a series of distinct cases, each resembling a captivating stand-alone story. These narratives, though diverse in their focus, harmoniously converge to weave a cohesive tapestry. The stories beautifully contribute to the broader narrative of co-constructing spaces and unveil the interconnect-edness of Eastern Europe with the global community. Moreover, the text transcends a mere collection of stories; it serves as a lens through which the reader can appreciate the dynamic and multifaceted nature of global entanglements.

Overall, the book stands as a captivating and multifaceted read. It deftly dismantles the limitations of the binary Cold War paradigm and reveals that the geopolitical chessboard is much more complex and vaster than previously thought. The book is undoubtedly essential for scholars and enthusiasts of this historical period, but it also extends an invitation to a wider audience. Its unique strength lies in the panoramic geographical and thematic scope of its contributions. Whether military training, economic incentives, personal histories, or cultural expectations, each thematic thread contributes to a holistic understanding of the Cold War's impact on individuals.

Gießen

Mariia Zimina

¹ BARBARA LÜTHI: Colonialism without Colonies in Europe: Defining Lines, in: MARKÉTA KRÍŽOVÁ, JITKA MALEČKOVÁ (eds.): *Central Europe and the Non-European World in the Long 19th Century*, Berlin 2022, pp. 201–213.

² MICHAEL HERZFELD: The Absence Presence: Discourses of Crypto-Colonialism, in: *The South Atlantic Quarterly* 101 (2002), 4, pp. 899–926.

³ ULLA VUORELA: Colonial Complicity: The "Postcolonial" in a Nordic Context, in: SUVI KESKINEN, SALLA TUORI et al (eds.): *Complying with Colonialism: Gender, Race and Ethnicity in the Nordic Region*, Burlington 2009. pp. 19–34.

Kyrill Kunakhovich: Communism's Public Sphere. Culture as Politics in Cold War Poland and East Germany. Cornell University Press. Ithaca – London 2022. XIII, 337 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-5017-6704-3. (\$ 46,95.)

Kultur hat im Sozialismus die Rolle einer Ersatzöffentlichkeit gespielt – diese These, die dem vorliegenden Buch Kyrill Kunakhovichs zugrunde liegt, ist weder neu noch besonders innovativ. Das Werk des an der University of Virginia lehrenden Historikers ist dennoch in höchstem Maße lesenswert: Ausgehend von der Frage, welche (wandelbare) Funktion Kultur und Kulturpolitik im Sozialismus in seinen unterschiedlichen Phasen hatte, gelingt dem Autor gleichsam nebenbei eine gut lesbare Gesamtdarstellung der Geschichte des Sozialismus.

In seiner Definition von Öffentlichkeit bezieht sich K. lose auf Jürgen Habermas, der ihm aber eher als Aufhänger für seine Fragestellung nach einer Öffentlichkeit im Sozialismus denn als wirkliche theoretische Grundlage dient. Auch die Ausführungen zum transnationalen Charakter des Ostblocks und die Frage nach der Repräsentativität von lokalen Fallstudien – der Vf. nähert sich seinem Thema aus dem Blickwinkel von Krakau und Leipzig – sind knapp gehalten.

Der Aufbau des Buches orientiert sich weitgehend an bekannten Zäsuren. Die ersten beiden Kapitel sind der Phase des Stalinismus gewidmet. K. zeichnet darin am Beispiel der Kulturfunktionäre Boleslaw Drobner (Krakau) und Rudolf Hartig (Leipzig) nach, wie der Wiederaufbau als Chance für eine revolutionäre Umwandlung genutzt wurde. Dabei spielte zunächst weniger Zwang als vielmehr eine strategisch geschickte Verwaltung des allgegenwärtigen Mangels die zentrale Rolle. Drobner und Hartig griffen auf bereits existente Strukturen, etwa Künstler:innengewerkschaften, zurück und transformierten sie radikal. Die kulturelle Sphäre war so gegen Ende der 1940er Jahre fest in staatlicher Hand und an der Wende zu den 1950er Jahren in immer strafferer Weise dem politischen Ziel untergeordnet, durch Kultur zur Bildung (im Sinne der Regimes) der Arbeiter:innen beizutragen und so auch ihre Produktivität zu steigern. Arbeiter:innen wurden massenhaft in Kulturveranstaltungen gekarrt, mit dem Effekt, dass die Theater, Kinos und Konzertsäle voll besetzt waren, allerdings bei einem zunehmend eingeschränkten Repertoire. Das Publikum wusste das Angebot aber durchaus auf die ganz eigene Art zu nutzen, etwa durch Alkoholkonsum bei Theateraufführungen. Die von den Sozialisten aufgebaute „kulturelle Matrix“ sollte die Osteuropäer:innen zu anderen Menschen transformieren, stattdessen bestärkte sie diese jedoch (S. 71) – was sich in den Folgejahren zeigen sollte.

Nach Stalins Tod folgten Aufstände in der DDR (1953) sowie in Ungarn und Polen (1956), bei denen Symbole nationaler Kultur eine zentrale Rolle spielten. Die Regimes versuchten, diese zu kooptieren und mittels Kultur die neue Vision eines „nationalen Kommunismus“ zu propagieren. Im Falle der DDR erforderte es diese „Nationalisierung des Kommunismus“, eine Nation neu erfinden zu müssen. Interessant ist hier K.s Feststellung, dass dieser Nationsbildungsprozess nicht, wie sonst häufig beschrieben, mit dem Mauerbau begann, sondern deutlich früher. Der neue Kurs führte zu einer Diversifizierung der Repertoires und einer Liberalisierung in der Kulturpolitik. Unterhaltung war nun auch offiziell wieder Teil der Kulturpolitik – besonders deutlich daran zu erkennen, dass in der DDR nach vierjährigem Verbot wieder Jazzkonzerte erlaubt wurden (S. 78).

Kulturinstitutionen sollten ein Programm bieten, das dem Publikum gefiel. Es sei daher, K. zufolge, kein Zufall gewesen, dass die ersten Meinungsumfragen in der Volksrepublik Polen und der DDR Ende der 1950er Jahre im Umfeld von Kulturpolitik und Freizeitverhalten durchgeführt wurden. Für die Regimes war dies ein relativ einfacher und sicherer Weg, um die eigene Politik – wie konstant propagiert – an den Bedürfnissen der Bevölkerung auszurichten (S. 120 f.), führte aber nicht zu einem Rückzug des Staates aus der Kulturpolitik – die Rede von einer relativen Befreiung der Kunst ab Mitte der 1950er Jahre sei deshalb falsch, so der Vf.: Nicht das Ausmaß staatlicher Aufsicht über den Kulturbetrieb habe sich geändert, sondern die Art, wie der Staat diese nutzte. Hier gab es durchaus Unterschiede zwischen DDR und Polen, etwa in der bildenden Kunst. Während DDR-

Kulturfunktionäre weiter den sozialistischen Realismus vorschrieben, gaben ihre polnischen Kolleg:innen bildenden Künstler:innen weitgehende Autonomie in Stilfragen – was dazu führte, dass ein Künstler:innenmilieu entstand, das wenig Berührung mit großen Teilen der Gesellschaft hatte (S. 112 f.).

Diese Entwicklung verstärkte sich in den 1960er Jahren mit der Hinwendung zu Marktmechanismen, auch in der Kulturpolitik. „Reine“ Kunst wurde zur Nische einer kleinen Elite, von denen manche, wie etwa Tadeusz Kantor, dank Verkäufen ins westliche Ausland finanziell vom Staat unabhängig wurden. Die überwiegende Mehrheit polnischer Künstler:innen dagegen fand sein Auskommen nur noch im Kunsthandwerk oder in Auftragsarbeiten für die Katholische Kirche. In der DDR blieben sie zwar weiter vor dem Markt geschützt, aber auch dort wurden im Zuge des Neuen Ökonomischen Systems ab 1963 für Filme, Bücher etc. Erlösziele eingeführt. Künstler:innen mussten nun um Aufmerksamkeit kämpfen, wenn sie gefördert werden wollten.

Die wichtigste Veränderung bestand aber darin, dass „Konsum“ nun kein negativ behafteter Begriff mehr war. Ziel war nicht mehr die Abgrenzung davon, sondern ein „sozialistischer“ bzw. „kulturalisierter“ Konsum, der auf die Wünsche der Verbraucher:innen einging. Dies brachte nicht nur in Stilfragen neue Freiheiten – so wurde Rockmusik Teil der staatlichen Kulturpolitik, zunächst in Polen, später auch in der DDR. Auch Kritik an Staat und Gesellschaft wurde nun in begrenztem Maße möglich. Diese, so K., unter dem Banner des Nationalkommunismus eingeführte „limitierte Öffentlichkeit“ (S. 161) war aber nicht unproblematisch, denn es stellte sich automatisch die Frage, wie Kritik auf die kulturelle Sphäre begrenzt werden konnte und was die Grenzen akzeptabler Kritik waren.

Die Niederschlagung des Prager Frühlings und die Brežnev-Doktrin setzten Experimenten mit einem (teil)liberalisierten Nationalkommunismus ein Ende. Der Fokus lag nun auf der Hebung des Lebensstandards. Kultur wurde nicht mehr als Mittel der Umerziehung, sondern als Mittel zur Ablenkung und Unterhaltung gefördert. Die finanziellen Mittel für Kulturpolitik wurden gekürzt, politisch kritisch eingestellte Künstler:innen verließen die staatlichen Strukturen – in Polen strebten sie in Oppositionsgruppen wie dem Komitee zur Verteidigung der Arbeiter (KOR), in der DDR in die Evangelische Kirche oder gleich in den Westen. Gerade in der DDR verblieben aber viele Dissident:innen in staatlichen Strukturen, was K. damit begründet, dass es mit der BRD bereits eine „alternative kulturelle Matrix“ gegeben habe und diese daher, anders als in Polen, nicht habe aufgebaut werden müssen. Nationalitätenstereotypen von „angepassten“ Ostdeutschen und „rebellischen“ Polen erteilt er eine Absage (S. 210).

Angesichts dieser Entwicklungen wurde Kultur von Funktionär:innen zunehmend als Bedrohung wahrgenommen. Die Regimes in der DDR und Polen schwankten zwischen Repression und Kooptierung, wobei die DDR mit Letzterem (etwa der Integration von Punkbands in den Musikbetrieb) laut K. erfolgreicher war als das Regime in Polen, wo die *parallel polis* der Opposition so stark war, dass eher sie staatliche Strukturen kooptierte als umgekehrt (S. 229).

Vieles in diesem Buch wird für Kenner:innen der Materie nicht neu sein; K. vermag es aber, den Forschungsstand auf pointierte Art und Weise zusammenzufassen. In manchen dieser Zuspitzungen wird man ihm nicht immer folgen wollen. So verkennt seine Gegenüberstellung einer *state sponsored* DDR-Subkultur gegenüber einer oppositionellen polnischen *underground* in den 1980er Jahren, dass gerade in Polen Jugendsubkultur insbesondere in staatlichen Räumen und Medien stattfand. Auch dass Władysław Gomułka und Walter Ulbricht beide als „Reformer“ bezeichnet werden, erscheint im Falle des Letzteren etwas übertrieben. Vor allem aber lässt das Buch eine Reflexion darüber vermissen, wie die Kulturöffentlichkeit mit anderen Öffentlichkeiten im Sozialismus zusammenhing und interagierte. Denn K.s Begriff von Kultur beschränkt sich über weite Strecken des Buches letztlich auf staatliche Kulturpolitik und -institutionen. Einen Blick darüber hinaus zu leisten, hätte aber wahrscheinlich den Rahmen der erfreulich knappen und stringenten

Gesamtdarstellung gesprengt. Das Buch ist überaus gut lesbar und wird auch daher hoffentlich breit rezipiert werden.

Bremen

Jacob Nuhn

Music and Change in the Eastern Baltics before and after 1989. Hrsg. von Rūta Stanevičiūtė und Małgorzata Janicka-Słysz. (Studies in the History and Sociology of Music.) Academic Studies Press. Boston 2022. VI, 355 S. ISBN 978-1-64469-894-5. (\$ 149,—)

At the end of 2022, Academic Studies Press started a new book series on the sociology and history of music. The first book, *Music and Change*, is an edited volume of twelve chapters focusing on high-brow music at the end of the Cold War and in the early post-communist period in the Eastern Baltics.

The volume brings various research on music (along with different methodologies, styles of writing, and artists in focus) all together under a common idea of cultural dissent and intellectual resistance. It gives us a glimpse of how, under the communist regime, artists and musicians managed to find a space—intellectual and organizational—for authentic creativity and to avoid direct engagement with the ideological forms of the arts. The contributors acknowledge that cultural dissent is a vague concept and, as a social phenomenon, was unique to each country, but at the same time they are eager to show that there were “moments of rhythmic synchronization between the liberation processes in the region’s musical cultures as a whole” (p. 2).

The Eastern Baltics as a geographical reference in the title is a bit misleading. The core of the book is a collection of studies (eight chapters written by eight different scholars) on Polish and Lithuanian academic music of the period, encompassing the networks of musical societies, composers, and art festivals in Lithuania and Poland. Picking different events, happenings, or persons as the subjects of their narratives, the contributors put a lot of effort into illustrating the social milieu associated with emerging musical concepts. Ideas and people are presented as mobile, traveling across national borders, transcending the boundaries of the Eastern Bloc and the West, or moving from the symbolic and geographical centers to peripheries and margins. Therefore, the field of academic music in communist Poland and Soviet Lithuania is presented as being more dynamic and interconnected in terms of international networking rather than separate and closed systems of music production under the strict surveillance of national ideological institutions.

Explorations of the academic music field in Lithuania and Poland are supplemented with two chapters about two jazz bands: the Ganelin Trio (Lithuania) (Peter J. Schmelz) and Miłość (Poland) (Andrzej Mądro). The detailed story of the Ganelin Trio going to the USA is the most intriguing one. It gives clues to the riddles of how experimental Soviet bands managed their tours in the territory of the ideological enemy and vice versa.

Another two well-crafted case studies in the collection stand in stark contrast to the book’s general concept in their choice of subject. In one study, Kevin C. Karnes explores the origins of Latvian disco culture and the new wave in the mid-1970s and early 1980s. The second one is written by Olga Manulkina about the development of the New Russian Music Criticism and the composer Leonid Desyatnikov, who became a very popular figure after the fall of the USSR and is portrayed as poorly fitting any musical genre classification.

The book contains a lot of interesting empirical material—original interviews with musicians and artists, newspaper articles and reviews, event programs and photos from personal collections, and sheet music, among other things—that is rarely available to international researchers (though hardcore historians would possibly wish for more “hard data” fished out from the archives of musical academies, concert halls, the Communist Party, or the KGB.) The fragments and details are also integrated into intriguing narratives; the engaging texts provide thorough reconstructions of local events and happenings. However,

a better presentation of the overall social and cultural context would allow us to understand the connections between political, economic, and academic fields as well as the processes structuring positions and possibilities for musical and artistic experiments in communist Poland or Soviet Lithuania. Perhaps, the authors considered the systemic overview and interpretation of the context as unnecessary tasks. In any case, as a result, the book leaves an impression of a kaleidoscopic image with fascinating empirical fragments. This is not a very good strategy for addressing an international audience that may be less familiar with the region or the historical period. If the book's intention is to reveal the impact of the creative impulse on social and political change, a reader would benefit from knowing how the system that constrained the artistic processes functioned and why the work of composers in positions of symbolic power in the 1970s and 1980s should be interpreted as dissent rather than ideologically collaborative or just routine practice. It looks like the narratives of the book are trapped by the epistemological fallacy of late modernity and reproduce a heroic discourse emphasizing the agency of the artist and overlooking the structural conditions of social action.

On the other hand, the diversity of methodological approaches is focused on the exploration of particularities and small fragments of the field of music. The variety of methodologies is impressive. They span from post-structuralist hauntology, generational analysis, and network analysis to case studies, or event reconstruction, as well as traditional music criticism, media analysis, and biographical accounts. However, a book chapter is too small to develop a methodologically consistent narrative and connect empirical details with analytical concepts into a coherent interpretive framework.

The contributors are aware of the difficulties of the "resistance" narrative (pp. 1–2), but the chapter titles show that the book is about heroes. Throughout the book, the most frequently repeated words and phrases are names: Krzysztof Droba, Ganelin Trio, Krzysztof Penderecki, Gintaras Sodeika, Mieczysław Tomaszewski, Bronius Kutavičius, Vytautas Landsbergis, and Eugeniusz Knapik. These are well-established Lithuanian and Polish musicians who had symbolic recognition early, before the fall of communism, and did not lose their symbolic power following the political and ideological change. Such a choice of heroes or agents of change is unusual in contemporary sociological discourse, which mainly digs for overlooked, marginal, or lesser-known cases or scrutinizes established symbolic hierarchies. It looks like *Music and Change* takes the opposite approach. Suggested interpretations and narratives about the past reproduce and make stronger already established hierarchies within the field of academic music in Poland and Lithuania. This approach should not surprise a reader since the contributors are mainly music theorists and critics who are also the subjects of their own professional discourse. Practices of music criticism are always interrelated with the production of symbolic value for cultural commodities, and narratives primarily maintain rather than challenge aesthetic hierarchies within the field of music production and consumption. In contrast to pop music, where rebellion and social critique are sung or yelled out explicitly in words, only a text and interpretation produced by a music critic or theorist can assign the social meaning of "dissent" to the abstract sound of academic music. *Music and Change* is a good example of discursive value production and could be an interesting case by itself as a subject of research for a more reflexive sociological study of music.

A reader should be reminded that this book is about music and thus, to gain a deeper understanding, they should also seek out and listen to the music it discusses as a soundtrack to the narrative. The sound is merely a sound, but interpretation makes it a social phenomenon and portrays it as transformative, dissenting, and historical. Music is an individual sensory experience, but the attached words make it a topic for a scholarly discussion.

Klaipėda

Liutauras Kraniauskas

Oliver Kossack: Pariahs or Partners? Patterns of Government Formation with Radical Right Parties in Central and Eastern Europe, 1990–2020. (Political Science, Bd. 153.) transcript. Bielefeld 2023. 390 S., Ill. ISBN 978-3-8376-6715-8. (€ 50,-; Open Access unter <https://directory.doabooks.org/handle/20.500.12854/99498>.)

Diese Studie zu den radikal-rechten Parteien in Ost- und Mitteleuropa verortet sich im Umfeld der politikwissenschaftlichen Koalitionstheorie. Gefragt wird danach, warum und unter welchen Umständen mit rechts-radikalen Parteien Koalitionen eingegangen werden. Oliver Kossack orientiert sich in seiner durch Michael Minkenberg betreuten Dissertation an Forschungen, die sich innerhalb eines für den Kontext sensiblen *rational-choice approach* bewegen. K. verfolgt das Ziel, die Daten aus Ost- und Mitteleuropa in den allgemeinen Vergleich einzubeziehen. Was die Leser dabei an Einsichten erwarten können, beschreibt er in wie folgt: „More precisely, the seat share of these parties in parliament, their ideological distance from the formateur,¹ particularly with regard to socio-cultural issues, and the configuration of the party systems, explain why they enter government or remain in opposition“ (S. 29).

Im zweiten Kapitel wird eine Definition der spezifischen Parteien gegeben, die untersucht werden sollen: „[...] the present study follows Pytlas (2016, 25) and defines right-wing radicalism as an ideology based on ‚mythicized nativist ultra-nationalism‘. The focal point of this ideology is the mythicized image of a homogeneous nation, a naturalistic *Volksgemeinschaft*, which is constructed by combining criteria of inclusion and exclusion, such as race, ethnicity, or religion“ (S. 38).

Wichtig ist auch, dass der Autor zwei Entwicklungen hervorhebt, die die Mobilisierung durch radikal-rechte Ideologien in Ost- und Mitteleuropa bedingen: einerseits den unvollendeten Nationenbildungsprozess, welcher sich seit der Endphase multinationaler Imperien in diesem Raum entwickelte und erst nach 1989/91 zu Ende geführt wird, andererseits den Widerstand gegen die schnelle gesellschaftliche Modernisierung nach dem Ende des Staatssozialismus. Mit Piero Ignazi wird das Entstehen radikal-rechter Parteien als „stille Konterrevolution“ begriffen (S. 40 f.). Im Osten des Kontinents werden besonders die sozialen Härten des schnellen Systemwechsels, „experienced economic hardships and status insecurity“ (S. 41), wirksam. Damit wird vermutet, dass besonders die Verlierer jener Prozesse durch die entsprechenden Parteien angezogen werden. Infolgedessen komme es zu einer Verbindung von sozial-ökonomisch linker Politik mit Nationalismus, eine These, die sich etwa anhand der Politik der polnischen Partei Recht und Gerechtigkeit (*Prawo i Sprawiedliwość*) und der ungarischen Fidesz gut bestätigen lässt.²

Bemerkenswert ist, dass K. gerade diese beiden Parteien ausdrücklich aus seiner Analyse ausschließt, was sich aus dessen enger theoretischer Blickrichtung ergibt: Bei ihm sind radikal-rechte Parteien immer klein, immer Parteien von Minderheiten, die von einer größeren Partei zur Koalitionsbildung eingeladen werden müssen. Da die beiden genannten Parteien in Polen und Ungarn aber häufiger eine Mehrheit der Mandate errungen haben, taugen sie nicht für die beabsichtigte Analyse. Kurz gesagt: die Empirie wird entsprechend der gewünschten theoretischen Blickrichtung zugeschnitten.

Kurz zum weiteren Inhalt: Im dritten Kapitel wird ein Überblick über die Theorien der Regierungsbildung (Koalitionstheorien) gegeben. Im vierten Kapitel folgt dann die Erläuterung des Forschungsdesigns und der verwendeten Methode, der Qualitativen Verglei-

¹ „Formateur“ meint hier die auf Grundlage ihres Wahlsieges durch die in dem jeweiligen Staat zuständige Institution beauftragte Partei, die Regierungsbildung zu organisieren.

² Der Rezensent hat das in seinen Analysen des Aufstiegs von national- und sozialpopulistischen Parteien nach dem Jahr 2000 untersucht. Siehe u. a.: DIETER SEGERT: Politische Kultur im Wandel? Der Populismus in Ostmitteleuropa und seine Vorgeschichte, in: MARTIN SABROW, TILMANN SIEBENEICHNER u. a. (Hrsg.): 1989 – eine Epochen-zäsur?, Göttingen 2021, S. 74–86.

chenden Analyse (QCA), die sich besonders für eine kleine Fallzahl eignet. Einen guten Überblick über die Methodik des Vergleichs gibt die Darstellung 4.1. auf S. 96. Wichtige Begriffe, die im Forschungsdesign und der Methode genutzt werden, sind die folgenden: „Third-generation election“ (S. 93), „ideological distance“ (S. 102 f.), „Party system fragmentation“ (S. 104) und „Bipolar opposition“ (S. 104 f.).

Im fünften und sechsten Kapitel werden die politischen Entwicklungen und Regierungsbildungen sowie die jeweilige Rolle der rechts-extremen Parteien in acht Ländern – den vier Visegrad-Staaten, Estland, Lettland, Bulgarien und Rumänien – dargestellt. Wer sich mit den Parteienentwicklungen in diesen Ländern auskennt, wird seine Kenntnisse bestätigt finden. Einige Leerstellen fallen jedoch auf: So wird in der Analyse der ungarischen Entwicklung nur die Ungarische Lebens- und Partei (MIÉP) erfasst; Jobbik hingegen wird ausgespart. In Polen wiederum wird lediglich die Liga Polnischer Familien analysiert und damit nur die politische Entwicklung bis 2007 (als sie aus dem Parlament herausfiel). In Rumänien erlischt das Forschungsinteresse mit dem Ausscheiden der radikal-rechten Partei Großrumäniens PRM aus dem Parlament bei den Wahlen 2008.

In den folgenden drei Kapiteln werden die gewonnenen Daten per QCA ausgewertet, um entweder die Regierungsteilnahme radikal-rechter Parteien oder deren Verbleib in der Opposition im Nachhinein zu erklären. Weitergehende Einsichten sind allerdings so nicht zu gewinnen.

K. kann mit seiner Studie zwar belegen, dass er mit den Besonderheiten des post-sozialistischen Osteuropa vertraut ist. So nutzt er die in der wissenschaftlichen Literatur zu Osteuropa allgemein vorgenommene regionale Zuordnung in Ostmittel-, Nordost- und Südosteuropa und wertet die vorliegende internationale Zeitschriftenliteratur zu den jeweiligen nationalen Parteiensystemen aus; aber seine Einsichten bleiben doch recht schematisch. Die Parteienforschung ist bei ihm offenbar kein Weg zu einem tieferen Verständnis der Gesellschaften. Dazu hätte er beispielsweise untersuchen müssen, wie die Erwartungen von unterschiedlichen Gruppen jener Bürger durch den sich vollziehenden Wandel enttäuscht worden sind. Und es entgeht ihm der erstaunliche Zusammenbruch der in den 1990er Jahren herausgebildeten Parteiensysteme in einigen Ländern nach dem Jahr 2000, aus deren Trümmern populistische Parteien verschiedener Couleur aufstiegen.

Insofern bleibt aus der Sicht von Osteuropahistorikern wie auch historisch interessierten Politikwissenschaftlern (wie dem Rezensenten) die vorgelegte Arbeit auf halber Strecke stehen. Und die eigentlich interessante Frage nach den Ursachen des politischen Erfolgs radikal rechter Parteien im post-sozialistischen Osteuropa bleibt unbeantwortet.

Wien – Berlin

Dieter Segert

Iris Nachum: Nationalbesitzstand und „Wiedergutmachung“. Zur historischen Semantik sudetendeutscher Kampfbegriffe. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 142.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2021. X, 386 S. ISBN 978-3-525-35215-1. (€ 70,-) – In ihrer von der Universität Tel Aviv im Januar 2017 angenommenen Dissertation widmet sich die Politikwissenschaftlerin Iris Nachum einer diskursgeschichtlichen Analyse des sudetendeutschen Kampfbegriffes „Wiedergutmachung“. Die überarbeitete Fassung wurde 2021 in der Reihe des Collegium Carolinum veröffentlicht. Den Fokus auf „Wiedergutmachung“ wählt N., weil sie zum einen die lange Tradition von Entschädigungsforderungen belegen und zeigen möchte, dass diese nicht erst nach dem Zweiten Weltkrieg oder dem Ende des Kalten Krieges erhoben wurden. Zum anderen strebt sie eine alternative Studie zur allgemeinen Wiedergutmachungsforschung an, da diese sich im deutschen Sprachraum zumeist auf während des Nationalsozialismus erlittenes Unrecht beziehe. N. betrachtet ihre Studie daher als „Beitrag zur historischen Wiedergutmachungsforschung“ und richtet den Fokus „auf die Entstehung und die Dynamik von Wiedergutmachungsforderungen in einer anderen Zeit und in einem anderen Kontext als gewohnt“ (S. 9). Ihr wesentliches Forschungsziel ist die Analyse des sudetendeutschen Wiedergutmachungsbegriffs im Zeitraum 1919–1941 in seinem diskursiven Zusammenhang mit dem „nationalen Besitzstand“. Der Begriff „Wiedergutmachung“ tauchte 1893 erstmals im deutsch-böhmischen Diskurs auf. Rudolf Logman von Auen führte ihn dann 1919 in den sudetendeutschen Diskurs ein, um Ansprüche gegenüber dem neugegründeten tschechoslowakischen Staat zu formulieren. Die letzte von N. gefundene Quelle zur sudetendeutschen Wiedergutmachungsthematik vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs datiert auf das Jahr 1941. N. orientiert sich an Reinhart Kossellecks Methode zur begriffsgeschichtlichen Forschung (Wortgebrauch, Bedeutungswandel, politische und soziale Funktion des Begriffs, Leitbegriffe und politische Kampfbegriffe). Neben vielfältiger Sekundärliteratur dienen ihr Tageszeitungen (u. a. *Reichenberger Zeitung*, *Bohemia*, *Prager Tagblatt*) und Periodika, Parlaments- und Parteireden, Flugblätter und auch zeitgenössische Fachliteratur als Quellen. Zudem stützt sie sich auf die Sammlung „2082: German-Czech Conflict“ der Universität Tel Aviv (Wiener Library for the Study of the Nazi Era and the Holocaust). Daneben boten tschechische, deutsche, österreichische und amerikanische Archive weiteres Quellenmaterial. N. zeichnet detail- und beispielreich die Entwicklung der Kampfbegriffe „nationaler Besitzstand“ sowie „Wiedergutmachung“ von den 1880er Jahren bis 1941 nach und gibt auch einen Ausblick auf die Zeit von 1945 bis heute. Bezüglich der sudetendeutschen Kampfbegriffe kam es 1938 nach dem Münchner Abkommen zu einer Umdeutung. Nun galten Jüdinnen und Juden als Gefahr und Gegner für den „nationalen Besitzstand“ und diente die „Arisierung“ als „Wiedergutmachung“. Im Zuge von Flucht und Vertreibung der sudetendeutschen Bevölkerung verdrängte der Begriff „verlorenes Volksvermögen“ nach 1945 allmählich die Bezeichnung „nationaler Besitzstand“. Der Forschungsansatz wirkt auf den ersten Blick nicht sehr ergiebig, und es können daher kaum spektakuläre Ergebnisse erwartet werden. Anders als der Titel der Arbeit vermuten lässt, widmet sich N. jedoch – im Spannungsfeld der sudetendeutschen Kampfbegriffe – auch ausführlich der Situation der jüdischen Bevölkerung. Sie arbeitet detailliert die Stellung der Jüdinnen und Juden im deutsch-böhmischen und später sudetendeutschen „Volkstumskampf“ heraus. Dies führt somit zu überraschend interessanten Einblicken in deren Wahrnehmung oder den Wandel ihrer politischen Einstellungen und nationalen Selbstverortung. Die Publikation ist daher vor allem auch ein wichtiger Beitrag zur jüdischen Geschichte im Gebiet der böhmischen Länder.

München

Birgit Vierling